BALI

VOLK

LAND

TÄNZE

FESTE

TEMPEL

John Osval Sutter

1952

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/bali0000vong

GREGOR KRAUSE / BALI

DRITTE AUFLAGE

BALI

VOLK · LAND · TÄNZE · FESTE · TEMPEL

VON GREGOR KRAUSE

1926

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER

Mit dreihunderteinundzwanzig Abbildungen auf Tafeln

PRINTED IN GERMANY
COPYRIGHT 1926 BY GEORG MÜLLER VERLAG A.-G., MÜNCHEN

INHALT

VORWORT IX
DIE NATUR 1
DIE DORFGENOSSENSCHAFT 4
DER REISBAU 10
FÜRSTEN UND HINDUISMUS AUF BALI 13
EIN BALISCHER FÜRST 21
KINDER, FRAUEN UND HOCHZEIT 21
MARKT IN BANGLI 25
BEHANDLUNG VON KRIEGSGEFANGENEN BEI DEN BALIERN . . . 30
DER UNTERGANG DER LETZTEN FÜRSTEN 31
TEMPELFESTE 33
BALISCHE TÄNZE 39
VOM MENSCHGEWORDENEN GEIST 43
LEICHENVERBRENNUNGEN 44

VORWORT

Durch einen kurzen Europaurlaub in der Lage, diese dritte Auflage selbst zu regeln, habe ich alles daraus weggelassen, was in Text und Abbildungen nicht von mir war. Eine Beschreibung der Insel Bali zu liefern, lag mir stets fern. Nur zwei Jahre Aufenthalt, fast ausschließlich im Hauptdorfe des kleinen Fürstentums Bangli in Südbali, gefesselt an mein Hospital, in dem ich während dieser Zeit fast 10000 Kranken zu helfen hatte, geben mir keineswegs ein Recht dazu. Es besteht über die Insel Bali eine ausgebreitete und gewissenhafte Literatur, vorwiegend niederländisch. Wer sich die Mühe geben kann, diese durchzuarbeiten, wird reichlich belohnt werden. Nicht allein eine tiefere Kenntnis Balis wird ihn innig erfreuen, auch die Physiognomien der verschiedenen europäischen Geister, die sich seit drei Jahrhunderten in dem klaren Spiegel des Lebens auf dieser Insel geschaut haben, lohnen das Studium. Sehr verdienstlich wirkt jetzt ein Bali-Institut in Amsterdam, um unser Wissen über die Insel zu registrieren, und der staatliche archäologische Dienst in Indien, um in Spezialfragen Klarheit zu schaffen.

Daneben hat diese Veröffentlichung ihr Daseinsrecht: als Dokumentierung des menschlichen Lebens dort zu einer Zeit, als es an einzelnen Stellen noch ungestört war. Die Aufnahmen habe ich mit einer kleinen Handkamera so gemacht, daß niemand das Photographiertwerden bemerkte. Es ist nicht das Schönste ausgesucht, auch nicht das Häßlichste aufgesucht. In letzterem haben andere Namhaftes geleistet. — Künstler gemäß dem vielseitigen Sprachgebrauch dieses Wortes. Denn das Häßliche war seltener auf Bali als es das Schöne ist in Europa.

Die balischen Menschen sind schön, für uns unglaublich, unfaßbar schön. Wer auf Bali, sitzend am Wege oder irgend wo sonst, sich die Mühe gibt, nur hinzusehen, was dort an ihm vorübergeht, wird anfänglich an der Wirklichkeit dessen, was er sieht, zweifeln. Schön, vollkommen schön ist alles, die Leiber, die Kleidung, der Gang, jede Haltung und Bewegung. Wie ist diese Schönheit möglich? Wie

kommt man hier zu dieser wunderbaren Harmonie mit der Umgebung? In dieser Natur und unter diesen Menschen, die überall wie Knospen und Blüten aus der Fülle der Vegetation leuchten, wird des Wanderers Fuß nie müde, bleibt sein Auge entzückt — solange ein guter Stern ihn vorbeileitet an den Siedlungen der europäischen Beamten und Händler und der Touristenindustrie, wo man sich in durchaus nicht bescheidenem „Stil" die Köpfe zerbricht, wie man am schnellsten Bali dem Moloch der Zivilisation einverleiben könne.

Die folgenden Skizzen, für die erste Auflage geschrieben und unverändert, berichten einiges über das Verhältnis zwischen Menschen, Natur, Tieren, Kindern, Dorfgenossen, Fürsten, Göttern, nichts leider über die Funktionen des zweifelsohne wichtigsten Organs im Lebensorganismus auf Bali, der Kunst.

Die reiche balinesische Sprache hat kein Wort für Kunst und auch keines für Künstler. Beide sind geheimnisvoll, still, dämonisch tieffühlend und gefühlt, seit Jahrhunderten in unheimlichem Reichtum und alles überströmender Fülle wirkend. Ist hier nicht jeder ein Künstler? Er drückt es aus im unmittelbarsten Material, seinem Körper. Nicht jedem ist es gegeben, den mittelbaren Stoff zu meistern.

Eine Hoffnung, nach 1914 baldigst wieder nach Bali zurückkehren zu können, um eine Anzahl weiterer Jahre mich an erster Stelle dem Studium der Physiologie dieses Organs zu widmen, das wie kein zweites diese wunderbare Hygiene des balischen Geistes gebärt und nährt, hat sich bis heute nicht erfüllt.

Wer will im Leben dieses Inselvolkes Begrenztheit sehen und sich selbst damit trösten, daß es hier keine Ausdehnungsmöglichkeit mehr gibt? Glaubt er mehr schaffen zu können als hier erreicht ist: ein ganzes Volk, stolz, frei, edel, fromm, glücklich, schön, so schön, wie die Träume, die bei uns im Westen große Künstler während großer Zeiten in ihren besten Augenblicken verwirklicht haben in Form einiger weniger Kunstwerke.

Samaden, 26. Dezember 1925 *G. Krause*

DIE NATUR

Wong desa angertanin gumin Ida Batara — die Dorfgenossen bearbeiten und verwalten das Land, es ist jedoch das Eigentum der Götter. So steht es in den balischen Dorfsatzungen. Wie viel Ehrfurcht vor der Gewalt der umringenden Natur und fromme Bescheidenheit der Menschen offenbart sich darin! Alle Weisheit und Gerechtigkeit, die diese Satzungen beherrscht, hat damit ihr Fundament. Den unsichtbaren, hoch oben in der Kühle und ewigen Bläue der Berge wohnenden Göttern gehört mit dem Lande auch alles, was darauf wächst, auch das Wasser, das darüber strömt, auch die Luft und das Licht, die als ewiger Frühling und Sommer es umschmeicheln, und auch die Erze, die sein Schoß birgt. Unsichtbar, doch überall fühlbar ist für jeden Balier der Hauch dieser Götter, die von ihren erhabenen Sitzen auf ihr Land herabschauen oder auf den Strahlen des Morgenrotes oder den sanften Schwingen des erwachenden Windes in ihre Wälder, Täler und Seen hinabsteigen, um sich ihres Besitzes zu erfreuen, in Würde und erhabener Ruhe, wie es Göttern geziemt. Sie lieben den Tag — die Nacht überlassen sie den Butas oder Dämonen — sie sind so lichtvoll und freundlich wie dieser, stets gütig, kennen keinen Haß oder Rache; sie strafen nicht, sondern belohnen hilfreich den, der immer nur mit ihrer Erlaubnis und schuldlos mitgenießen und sich miterfreuen will des Reichtums und der Schönheit ihrer Insel.

Bali ist von der Natur besonders begünstigt. Gelegen zwischen $7^0\,54' - 8^0\,53'$ südlicher Breite, genießt es die gleichmäßige Wärme der Tropen, doch ohne deren erschlaffende, dumpfbrütende Hitze, da es wegen seiner geringen Größe — ungefähr 5500 Quadratkilometer — und wegen seiner nach Norden und Süden fast gleichmäßig und sanft sich neigenden Ebenen überall den Meereswinden zugänglich ist. Als Fortsetzung der Vulkankette Javas, von der Bali, wie man sich heute vorstellt, ein in verhältnismäßig später geologischer Periode, die östliche Nachbarinsel Lombok ein viel früher abgesprengtes Stück ist, zieht von Westen nach Osten ein zentrales Gebirge, im westlichen Drittel alt-, im mittleren und östlichen jung-vulkanisch. Aus diesen beiden isolieren sich drei Gipfel von rein kegelförmiger Gestalt, von denen der östliche, Gunung Agung, der höchste — 3200 Meter — und weithin herrschende ist, der westliche, Batu Kaii, gänzlich bewaldet und mit still feierlichen Kraterseen an seinem Fuß der lieblichste, während der mittlere und niedrigste aber, der Batur ist; zugleich auch der gewaltigste. Der Wanderer, der von Süden sich diesem nähert, steht plötzlich vor einem zum Teil bereits mit Bergurwald bewachsenen 1000 Meter steil ansteigenden Abhang. Einen Augenblick schauert ihn vor der jähen Tiefe, aber seine Augen jauchzen auf, wenn sie in dem Oval eines gerade noch überblickbaren Kraterzirkusses tief unten ein großes blaues

Meer träumen sehen; fast mitten aus diesem emporgetaucht, so scheint es, steht breitfußig ein gewaltiger Kegel mit dunkelviolettem Samtkleid von Lava umhüllt; oben begrenzen ihn schöne nach unten konkav ausgeschwungene Linien, Riesenöffnungen, aus denen in festlicher Ruhe schneeiger Dampf aufsteigt. Früh am Morgen verhüllt Nebel das Bild und läßt nur den obersten Teil des Kegels frei; man sieht die treibenden Wolkenballen in die Krateröffnungen sich schmiegen, gleichsam um sich dort zu wärmen, bis der wirbelnde Dampf sie vertreibt.

Mühsam ist ein Steg zum Batur-Meer hinab gefunden; in stundenlanger Fahrt gleitet das Einbaum zum Fuße des Vulkans hinunter; hier beginnt der Wanderer mühsam über die wirr über- und nebeneinander geworfenen erstarrten Lavaströme zu klimmen, er erspäht eine verwitterte Stelle, und bald nehmen rauschende Tjimarawälder ihn in ihre kühlen Schatten auf. Affenfamilien, die Mütter zuweilen mit einem Säugling im Arm, schauen erstaunt von den Bäumen, mustern den Eindringling von allen Seiten und begleiten ihn, oben springend, auf seinem Wege. Sitzt er für einen Augenblick ermüdet an einer Quelle nieder, wo geheimnisvolle Blumen und große grünschwarze Schmetterlinge ihn begrüßen, so wollen sie auf ihre spottende Weise eine Unterhaltung mit ihm beginnen und von seinem Mundvorrat kosten.

Während des letzten Viertels des Weges, nach mehr als 300 Meter Steigen, versinkt der Fuß bis über den Enkel in den feinsten Lavastaub. Eine stundenlange Tretmühlenarbeit in brennender Zenitsonne, bis vom Kraterrand der erste Wind herüberweht.

Stolz und groß grüßt unfern der Gunung Agung. Von ihm gleitet der Blick hinab auf den weiten scharfen Rund des Kraterovales, dessen Rand einstmals nur das Fußstück eines kaum vorstellbaren Riesens bedeutete, gegen den der Gunung Agung wie ein Knabe wohl einst emporgesehen hat. Das Meer glänzt unten wie ein unendlich ruhiges klares Auge und schaut dem neubegonnenen Spiel der Vulkane zu, zu dem die Kräfte des glühenden Erdinnern die gigantische Schale gebrauchen, die einst dem Riesen als Thron diente, den sie als Monument ihrer Macht hatten entstehen lassen, um ihn plötzlich einer Laune zu opfern. Kleinste Vulkane, nur Hügel vorläufig, entdeckt der Blick in der Ferne, kleinere in der Nähe, und als größten unter ihnen den Baturkegel selbst, nur wenig noch den alten Kraterrand überragend.

Der Wind weht stärker über den Krater; der Dampf wird schneller aus ihm herausgesogen und hinweggetrieben. Keine 100 Meter tief wird der Kraterboden mit seinen dampfigen Rissen sichtbar. Der dumpf hohlklingende Boden fühlt sich heiß an, die Luft riecht schweflig scharf, und von unten her tönt fernes Grollen. Die balischen Götter raten dem kühnen Wanderer den Heimweg an.

Nach kaum einer Viertelstunde sitzt der Wanderer, umrauscht von Tjimaren, an der Quelle und ihn umgaukeln wieder grünschwarze Schmetterlinge und der Duft seltsamer Blumen. Die spottenden Affen sind nach ihren Bäumen weiter unten heimgekehrt; sie haben den Verwegenen nicht wieder zurückerwartet.
Vom Fuße des zentralen Gebirgszuges fällt der Boden sehr allmählich nach dem Ozean ab und bildet ein sanft geneigtes Plateau, das an seiner Oberfläche aus stark verwittertem vulkanischen Tuff besteht. Die Fruchtbarkeit dieser Krume ist unerschöpflich. Eine große Zahl kleiner Flüsse haben in strenger Nordsüdrichtung auf jeder Hälfte der Insel ihre Betten tief und steil ausgeschliffen. Auch die Küsten sind steil und steinig, ohne natürliche Häfen, wenig einladend für Seeräuber, zum Teil auch noch durch Korallenbänke beschützt. Die Flußmündungen haben keine sumpfigen Vorgelände geschaffen. Wo — wie in der westlichen Hälfte Balis — heute noch Urwälder bis ans Meer heranreichen, fehlt ihnen ganz das Düstere, Undurchdringliche und die bei aller Geilheit des Pflanzenwuchses für den Menschen so niederdrückende Schwüle dieser Wälder in anderen Tropengegenden. Infolge der nicht so hohen Temperatur, der Beschaffenheit der Bodenkrume und anderer klimatologischer und geologischer Umstände wechseln auch die verschiedenen Vegetationsregionen auf Bali in geringerer Höhe ab und infolge der geringen Ausdehnung der Insel auch in rascherer Folge als selbst zum Beispiel auf Java. So bietet sich der Reichtum an Mannigfaltigkeit der Flora viel eindringlicher und übersichtlicher dar.
Sicherlich werden bereits die Götter jener ersten Menschen auf Bali, die einzeln oder in kleinen Horden hier herumschweiften und von den Früchten der Wälder lebten, mehr gütige und freundliche als furchtbare Wesen gewesen sein. Aber die wilden Tiere, so wird man einwenden, diese Tiger, die noch heute manchen Jäger nach Bali locken, die Herden wilder Bantengs oder Büffel, die Rudel gefräßiger Hunde und Wildschweine, die vielen Schlangen, das giftige Gewürm, wie Skorpione, Skolopendren u. a., haben diese nicht das Leben und die Freude jener ersten Menschen beständig bedroht und verwüstet? Sehr wahrscheinlich nicht, wenn man den durchaus freundschaftlichen Umgang der Menschen mit den Tieren, auch den sogenannten wilden, und den der Tiere mit den Menschen, wie er heute noch auf Bali vor sich geht, beobachtet. Ich habe gesehen, wie kleine Knaben furchtlos auf urweltlich starken Karbuwenbüffeln galoppierten, vor denen unsere tapferen Soldaten schnell in die nächsten Bäume klommen. Ich sah, wie eine Herde Stiere, die rasend einem häßlich brummenden Automotor den Weg versperrten, durch die freundliche Zusprache eines balischen Mädchens sich von der Fruchtlosigkeit ihres Zornes überzeugen ließen; ich fand Kinder harmlos mit einem fingerlangen giftstachlichen Tausendfuß spielen, mit einer großen Schreckeidechse spazierengehen. Weiße

Kakadus, gestern im Urwald gefangen, holten mir heute die Bissen aus dem Munde. Keiner der halbwilden Hunde wird je geschlagen, er braucht es nie zu werden; unbeschadet seiner Wachsamkeit beträgt er sich stets sanft und bescheiden, solange kein Europäer in der Nähe mit seinen plumpen Schuhen den Boden schlägt. Die Affen in den Schluchten und auf den Bäumen schelten nur, wenn sie der tölpelhaften Kleidung eines Weißen oder der Härte seines mitleidlosen Herrscherblickes ansichtig werden. Ich habe sehr viele giftige Schlangen stets nur schleunigst sich mir aus dem Wege schlängeln sehen; unter mehr als 10000 meiner stets barfüßigen Patienten behandelte ich nur zwei wegen Schlangenbisse. Die Tiger aber finden Wildschweinbraten auch heute noch am wohlschmeckendsten, und dieser ist fast zu reichlich vorhanden. Sie und andere böse Gesellen scheuen den lichtvollen Tag.

DIE DORFGENOSSENSCHAFT

Die Nacht ist keines Menschen Freund. Nirgends weiß man dies besser als auf Bali, auch heute noch ebenso wie wahrscheinlich in jenen Urzeiten. Die Götter haben auf den letzten Sonnenstrahlen ihre Bergsitze aufgesucht, und das Heer der Butas bevölkert jetzt Luft und Erde. Besorgt tritt die Hausmutter, wenn die Nacht dämmert, aus der Hauspforte und legt mitten auf den Weg, auf einem Bananenblatt, einige Lebensmittel hin, Reis in verschiedenen Farben, kleines Zuckergebäck und Blumen, stellt daneben einen Krug mit Wasser und zuweilen noch ein brennendes Öllämpchen, den Butas den Weg zu ihrem Mahle zeigend; so erspart man ihnen die Mühe, das Haus zu betreten.

Die Quälgeister von Butas haben vielleicht die ersten Menschen auf Bali jeden Abend zueinander gebracht, die Furcht vor jenen hat vielleicht die ersten Hütten gebaut. Und als diese dastanden, kam wohl bald jemand auf den Gedanken, den Tag ringsum zu verlängern, den Abend zu verkürzen durch das Fällen der dunklen, umstehenden Bäume. Doch diese gehörten den Göttern, und was werden diese sagen, wenn sie am kommenden Morgen ihr Eigentum, auf dem sie vielleicht auszuruhen gewohnt waren, nicht wiederfänden? Sie würden dann sicherlich neue Scharen Butas, über die sie Macht haben, nach diesem Platz senden. Man beriet gemeinschaftlich, wie die Erlaubnis der Götter zu erhalten wäre, und beschloß, es mit einer Opfergabe zu versuchen und einem Gelöbnis: auf dem freien Platze zuerst eine besondere Hütte zu erbauen, einen ersten Altar, auf dem jeden Tag die Gottheit, die sich besonders an dieser Gegend erfreute, ihr Mahl bereitet fände. Das Fällen der Bäume glückte, niemanden traf ein Unheil, niemand wurde krank. Das Vertrauen in die Menschenfreundlichkeit der Gottheit wuchs. Man wagte mit neuen Ersuchen an sie heranzutreten. Man wollte die Früchte, die man

täglich nah und fern im Walde sammeln mußte, in der Nähe der Hütten selbst pflanzen. Die Ansässigen traten mit der Gottheit der Gegend wieder in Verbindung und stimmten diese durch Gebete und Opfer und das Gelöbnis eines größeren Altars günstig. Das erste Dorf war entstanden, nicht viel anders, wie auch heute noch neue Dörfer auf Bali entstehen, da noch mehr als ein Drittel Land — besonders im westlichen Teil der Insel — Urwald ist.

Die Dorfgenossen haben in gemeinschaftlicher Arbeit ein großes Stück Grund dem Urwald abgewonnen, jeder hat einen gleichgroßen Teil davon erhalten, genügend, um sich und seine Familie zu ernähren. Aber man ist in fester Gemeinschaft miteinander verbunden geblieben, um mit vereinten Kräften, wo es nötig ist, Gefahren abzuwenden oder wo gemeinsame Arbeit fruchtbringender ist; in allererster Stelle binden sie jedoch die jedem gleichen Pflichten den Göttern gegenüber, besonders der Gottheit gegenüber, der das Dorf seinen Ursprung verdankt. Ihr Altar ist der Mittelpunkt des Tempels, die Altäre der anderen, mit der Zeit hinzugekommenen Götter müssen sich mit einem Plätzchen an den Seiten begnügen. Aus dem ursprünglichen kleinen Opferhäuschen ist dabei ein großer Dorftempel, eine Pura balé-agung geworden. Schöne Mauern und große, reich ornamentierte Pforten hat man gebaut und einen geräumigen Vorhof gelassen, von dem eigentlichen Tempelhof noch durch einen Zwischenraum getrennt, wo die monatlichen Ratsversammlungen tagen.

Jedes Dorf hat in Einzelheiten seine besonderen Regelungen, wie sie sich durch sein Entstehen und seine Entwicklung ergeben haben. Das Wesen der Dorfgenossenschaft besteht, wie es in der hochgeehrten Adat (Gewohnheitsrecht, in den letzten Jahrhunderten auch zum Teil aufgeschrieben) heißt, darin, einander durch feste Gemeinschaft in allem stark zu erhalten und Freundschaft unter allen Dörflern zu gründen; ihnen wird ans Herz gelegt, stets einig wie Brüder miteinander zu leben, friedliche Nachbarn zu sein, die überall, wo es möglich ist, einander beistehen.

Die Adat hat durch die Schrift, die erst in jüngerer Zeit von den Hindus nach Bali gebracht ist, eher verloren als gewonnen. In dem Gedächtnis der Alten lebte sie wahrscheinlich lebendiger fort als in den Lontarpalmblattbüchern; darum ist es sicher gut, daß der Mondschein bei der Ratssitzung, bei der solch ein Buch aus seinem Kistchen geholt wird, das sehr feine Ornament der balischen Schrift wohl nur mangelhaft entziffern läßt; auch wenn dies gelingt, wird die Poesie, die der Inhalt häufig enthüllt, das Nachdenken der Dorfgenossen eher beflügeln als lahmlegen.

„Die Erde gehört den Göttern“ und an die Menschen ist sie ausgeliehen, um ihnen die Möglichkeit zu geben, durch Arbeit sich ihren Lebensunterhalt zu schaffen. Kein Stück Grund, dem einzelnen überlassen, darf brachliegen; das verstößt

gegen den Willen der Götter. Die Dorfgenossenschaft entnimmt es dem Eigentümer und verfügt darüber im Interesse der Gemeinschaft. Das Land, das noch keinen Pflug* gekannt hat, untersteht unmittelbar der Dorfgenossenschaft. Die Grundstücke, welche ein Jahr bepflanzt werden, um dann einige Jahre brachzuliegen, gehören dem Ackerbauer nur solange er sät und erntet; darnach werden sie wieder Dorfeigentum. Hat jemand in schattigen Bergwäldern Kaffeebäume gepflanzt, so sind nur die geernteten Früchte sein Eigentum. Die Ländereien, welche jemand mit großer Mühe und in steter Arbeit soweit urbar gemacht hat, daß er jährlich ein- oder mehrere Male ernten kann, werden ihm zur dauernden Nutznießung überlassen, vorausgesetzt, daß er regelmäßig sein Upeti bezahlt, seine Miete an die Götter, die in die Dorfkasse fließt, um hier bei geeigneter Gelegenheit der Gottheit angeboten zu werden. Das Stück unbepflanztes Land, auf dem die Häuser gebaut sind, bleibt stets Eigentum des Dorfes. Findet sich in einem Dorfe kein Grund mehr, auf dem eine neue Familie ihre Hütten bauen könnte, so werden die alten Höfe, soweit dies angeht, verkleinert.

Wünschen Fremde sich in einem Dorfe niederzulassen, so bedürfen sie dazu der Erlaubnis der betreffenden Dorfgenossenschaft. Sie wird ihnen verweigert, falls das Gebiet des Dorfes zu klein ist, das ganze verfügbare Land bereits in Bearbeitung genommen ist oder dies doch in absehbarer Zeit von den zahlreichen Kindern der Dorfgenossen geschehen wird.

Bei einsamer Lage eines Dorfes oder dicht am Urwald oder wo noch Felder brachliegen, sucht man dagegen als brav bekannte Leute anderer Gegenden dorthin zu ziehen.

Der neue Dorfbewohner genießt im vollem Maße Gastfreundschaft, eine der vielen natürlichen Tugenden dieser Insel. Er findet bei einem Dorfgenossen vorläufige Unterkunft. Die nächste Ratsversammlung überläßt ihm ein Stück Land, wo ihm geholfen wird, eine Schlafhütte zu bauen, groß genug, um eine balé-balé mit sechs Füßen aufzustellen. Darnach baut er sich eine Reisscheune, eine Küche, einen Kuhstall und den Haustempel. Für alles dies bestimmt die Adat des Dorfes die Maße. Ist alles fertig, dann bewilligt ihm die folgende Ratsversammlung ein Feld groß genug, um sich den Lebensunterhalt darauf zu erarbeiten. Als kleinstes Maß dafür gilt in einigen Dörfern ein Stück Land, das mit den Körnern von 100 Maiskolben besät werden kann. Zwei oder drei Jahre lang kann der neue Landmann

* Der Pflug ist ein späteres Ackerwerkzeug, vielleicht zusammen mit dem nassen Reisbau von den Hindus nach Bali gebracht. Die Urbarmachung geschah ursprünglich nach dem Fällen der Bäume und Verbrennen des Holzes mit dem Patjol, einem Instrument, halb Hacke, hab Spaten. Ein anfänglich kleineres, unter einem Winkel von etwa 50 Grad an den Stiel befestigtes Blatt, wurde später vergrößert und stand dann unter einem Winkel von 90 Grad zum Stiel, wodurch sich in mehr aufrechter Haltung arbeiten und mehr schaffen ließ.

sich ruhig seinem Hof und Feld widmen; erst darnach hat er alle sozialen Pflichten und Lasten mitzutragen. Er wird dann in den neueren Dörfern sofort volles Mitglied der Dorfgenossenschaft, in den älteren kann er es nur werden, falls zufällig, zum Beispiel durch das Aussterben einer Familie, ein Platz frei wird.
Wenn in einem Dorfe der in der Nähe gelegene Grund nicht mehr genügt, um allen ein sorgenloses Bestehen zu verbürgen, so machen sich die Unternehmendsten aus dem jungen Nachwuchs daran, nach weiter abliegendem Ackerboden auszuschauen, ein weiteres Stück Urwald zu roden. Tagsüber arbeiten sie an dem Urbarmachen der neuen Felder, abends kehren sie nach dem Dorfe zurück, wo sie guten Rat von den älteren erhalten und Unterhaltung und neuen Mut für das Werk des kommenden Tages finden. Die Saat beginnt auf den neugewonnenen Feldern in die Halme zu schießen und die gefräßigen Wildschweine und Tunichtgute von Affen anzulocken, so daß der Sämann nur mit Sorgen in seinem Herzen am Abend seine Felder verläßt. Bei der gebirgigen Natur Balis beginnt vielleicht auch der tägliche Marsch von und nach dem Dorfe ermüdender zu werden. Es gilt zum Beispiel täglich einen in tiefeingeschnittener Schlucht dahinrauschenden Bergfluß zu überqueren, der erst kürzlich durch schweren Regen oben im Gebirge in einen reißenden Strom umgewandelt ist und den Heimkehrenden zwingt, einige Nächte im Freien zu verbringen. Er faßt daher den Entschluß, auf seinen neuangelegten Feldern einen dürftigen Unterschlupf zu bauen. Aus diesem einen werden mehr, da noch andere jugendliche Dorfbewohner, durch das Anwachsen ihrer Familie in der alten Umgebung beengt, der Einladung des ersten mutigen Pioniers gefolgt sind und mithelfen, noch mehr Ackerboden dem Urwald abzugewinnen. Um den Ansiedlern das Essen zu bereiten und ihnen das Leben heiter zu machen, haben sich auch bald einige weibliche Familienmitglieder eingefunden, die an das alte Dorf durch keine Verpflichtungen gebunden waren. Der vorläufige Unterschlupf wird ein festes Haus, und mehrere solcher Häuser bilden jetzt den Kern einer bleibenden Siedelung, die sich entsprechend der Größe und Fruchtbarkeit des anbaufähigen Bodens, dem Vorkommen genügenden und guten Wassers und dem Gesundheitszustande der Kolonisten weiter entwickelt und schließlich ein neues Dorf wird.
Alle Dorfbewohner fühlen sich unter dem Schutze ihrer besonderen Gottheit wie zu einer großen Familie vereinigt. Sitzt einer von ihnen irgendwo zu Markt, gegen winziges Entgelt einen Schluck kühlen Palmweins feilbietend, so kostet dieser Schluck nichts den Leuten aus seinem Heimatdorf. Die Tarife für alles, was für Geld erhältlich ist, sind am kleinsten für die eigenen Dorfgenossen, höher für die Nachbardörfer, noch höher für Chinesen und Europäer.
Jeder Bauernhof isoliert sich durch eine mannshohe Lehm- oder Steinmauer, mit Stroh- oder geflochtenen Palmblättern gedeckt, schnell von Moosen und Kletter-

pflanzen bewachsen, hinter der man unter sich ist und fremde Unbescheidenheit ausschließt. In jedem Hofe ist ein ausgewählter Platz von einer besonderen Mauer umgeben; ein schönes Tor mit zwei steinernen Tempelwächtern an den Seiten bildet den Eingang dazu. Auch blumenreiche Bäume hat man hier gepflanzt. Den Haustieren, wie Schweinen, Geflügel und Hunden, ist der Eintritt hier verwehrt. An den Mauern stehen Opferhäuschen, aus allerlei Material gebaut und von verschiedener Form. In sie hinab fleht man alle die Dewa's, das sind jene guten Geister, die sich der Familie einmal hilfreich erzeigt haben. Alle Familienmitglieder sind ihnen Verehrung schuldig, und so knüpfen gemeinsame Pflichten gemeinsamen Göttern gegenüber in der stillen Weihe des Haustempels ein unlösliches Familienband.

Die Art, wie ein balisches Dorf entsteht, bringt es mit sich, daß anfänglich mehrere Familien, oft sogar solche von verschiedener Herkunft die Gemeinde bilden. Jedoch bleibt der Ort der Herkunft des Stammvaters nicht nur in der Erinnerung leben, sondern erhält in der Form einer Pura-dadia oder eines Geschlechttempels an diesem Orte einen reellen Mittelpunkt, wohin an bestimmten Tagen des Jahres alle Abkömmlinge pilgern, mögen sie auch noch so weit auseinander wohnen. Hier beten und opfern sie, doch nicht den Schatten ihres Verstorbenen, sondern den Dewa's, auf die dieser einst vertraute. Die Seka-dadia oder Vereinigung aller Familien, von einem gemeinsamen Stammvater entsprossen, erwählt aus ihrer Mitte einen, der in dem Familientempel Priester- und Wächterdienste verrichtet. Alle Arbeiten, die einem Mitglied der Dorfgenossenschaft von dieser auferlegt werden, darf es auf seine Familienangehörigen, deren Oberhaupt es ist, verteilen. Dies geschieht auf balische Weise in einem Familienparlament, wo man sich bald und stets freundlich und heiter einigt.

Rechtsstreitigkeiten, so selten sie unter Dörflern entstehen mochten, finden vor dem Forum der monatlichen Ratsversammlung ihre Erledigung. Man versucht beide Parteien zu versöhnen, was ziemlich sicher stets gelingt. Höchst selten braucht man sich an den Fürsten oder dessen Stellvertreter in dem Distrikt zu wenden. Dieser ist ursprünglich von einer Anzahl Dorfgenossenschaften als Schiedsrichter erwählt, um in etwaigen Grenzstreitigkeiten zu entscheiden.

Anfänglich saßen bei den Ratsversammlungen die Dorfgenossen auf der Erde; jetzt haben sie sich ein Rathaus, eine balé-agung gebaut, eine auf erhöhtem, festgestampftem Erdfundament errichtete, etwa fünf Meter breite und je nach der Größe des Dorfes bis zu 25 Meter lange, nur von einem Strohdache bedeckte offene Bambusscheune, deren Raum vollständig eine durchlaufende balé-balé füllt, das ist eine Bank, die gleichzeitig als Tisch gebraucht wird. Diese balé-balé ruht auf einer Anzahl bis zum Dache reichender Pfeiler und wird an einer

schmalen Seite durch eine oft reich ornamentierte oder bemalte hölzerne Wand abgeschlossen; sie bezeichnet gleichzeitig das Kopfende der Bank.
Ach, wenn doch alle Ratsversammlungen überall auf der Erde in einer Vollmondnacht gehalten würden und in einem Rathause nach Art der balischen balé-agung, in die von drei Seiten all die wie Tau erfrischende, gedankenvolle, klare, sanftmutschenkende Lichtfülle des Mondes hereindämmert!
Es geht weit über meine dorfdoktorlichen Fähigkeiten, die Poesie einer tropischen Vollmondnacht zu schildern. Sie scheint hier auf Bali ebenso wie auf Java groß genug zu sein, um die Menschen nicht schlafen zu lassen. In ihrer stillen einfältigen Art hocken sie vor ihren Häusern, sehen in den vollen Mondschein, nach den ruhigen Palmen, träumen oder erzählen sich alte Märchen und Geschichten. Leise und etwas wehmütig klingen aus dem Dorftempel einzelne Gamelan-Töne, bis um Mitternacht ein lauter Schlag auf die hölzerne Dorfglocke die Mitglieder der Dorfgenossenschaft dorthin zur Ratsversammlung ruft.
Die Mitglieder der Dorfgenossenschaft haben sich mit gekreuzten Beinen auf die balé-balé gesetzt, jeder auf seinen Platz, die ältesten an das Kopfende, wo sie eine Art Vorsitz führen. Einer von ihnen liest die auf Lontarpalmblätter geschriebene Mitgliederliste vor. Wer nicht erscheinen konnte — und dann muß dieser schon sehr krank sein —, hat seinen Kris und sein Oberkleid geschickt, die seinen Platz bedecken.
Die Mitgliederzahl ist in den ältesten Dörfern auf die Familienväter beschränkt, die zugleich Abkömmlinge der ehemaligen Dorfgründer sind, in den neueren Dörfern ist jedes Familienhaupt Mitglied oder kann es wenigstens bald werden. Während oben auf der balé-balé der eine oder andere mit halbsingender langsamer Stimme und eigenartiger Betonung, die stets die letzte Silbe besonders hervorhebt, eine kurzdauernde Bemerkung macht, worauf nach allgemeinem Nachdenken jemand antwortet, wieder später von einem anderen etwas hinzugefügt wird, und so ein Rhythmus von Schweigen und melodischem Exartikulieren entsteht, der zusammen mit dem Dämmerschein des Mondes bis zum anbrechenden Morgen die balé-agung füllt, hocken unten auf der Erde meist schweigend die Plajan's oder allerjüngsten Dorfgenossen, die oft einige Jahre lang sich erst die Würde verdienen müssen, oben auf der balé-balé sitzen zu dürfen. Sie haben alle Rechte als volles Mitglied der Ratsversammlung, müssen jedoch noch für die anderen das Nachtmahl bereiten und sie bedienen, wie es auf Bali jüngeren gegenüber den älteren ziemt.
Das Wichtigste und Erste auf dem Programm der Sitzung ist die Sorge um den Unterhalt des Dorftempels sowie die Beiträge für die Opfergaben und Tempelfeste, dann kommen die auswärtigen Angelegenheiten mit den Nachbardörfern,

mit dem Fürsten und den Fremdlingen, die sich zufällig in der Nähe befinden und Einladungen zu besonderen Tempelfesten. Hierbei erstatten die Saja's ihren Bericht; dies ist ein Ausschuß von einer Anzahl gewöhnlich monatlich wechselnder Dorfgenossen, denen die besondere Sorge für die wöchentlich auf dem Altar der Dorfgottheit niederzulegenden Opfergaben anvertraut ist. Sie sind die Repräsentanten des Dorfes beim Empfang von Besuchen oder des Fürsten; auch haben sie für die Anwesenheit von Blumen, Süßigkeiten, Tabak, Sirih und anderen Erfrischungen bei den Sitzungen zu sorgen. Zuweilen haben sie auch die Aufsicht über die Dorfkasse, sorgen für das Einkommen der Beiträge, die gleichmäßig auf alle Dorfgenossen verteilt sind, ermahnen die Säumigen und rufen durch Ansagen von Haus zu Haus oder durch Schläge auf die Dorfglocke zu den Versammlungen auf.

Das Recht, Übeltäter zu strafen, steht ursprünglich unbeschränkt in der Macht der Dorfgenossenschaft. Es wird jedoch sehr human geübt. Geldbußen sühnen Nachlässigkeiten oder Übertretungen der Adat. Dem hartnäckigen Sünder droht die Ausstoßung aus der Gemeinschaft; tut er jedoch Buße und verspricht Besserung, so erwartet ihn stets wieder Nachsicht und Vergebung. Gemeingefährlichkeit, wofür der viel umfassende Begriff „Amok" gilt, verpflichtet alle Dorfgenossen zur sofortigen Tötung des Unglücklichen. Gefängnisse hatte man vor Ankunft der Europäer nicht nötig.

DER REISBAU

Als ich einmal wieder oben vom Gebirgskamme herab fast ganz Bali vor mir sah, mußte ich einen Augenblick an einen Spaziergang in Sizilien denken, der mich öfters von Palermo nach dem hochgelegenen Monreale führte. Von hier aus sieht man auf eines der schönsten und reichsten Gefilde voll duftender Zitronen- und Orangenhaine. Conca d'oro, goldene Muschel, hat der Sizilianer dieses bevorzugte Stückchen seiner Insel genannt. Der Balier gibt dem, was er von seinem Gebirge herab sieht, einen nicht minder klingenden Namen. Er nennt es Tanam Bali, den Garten, das Eden Bali. Man sieht nichts von den Wohnungen und Tempeln der 800000 Menschen; Palmenhaine verbergen sie bescheiden. Man sieht nur den Fleiß dieser Menschen, der einem aus den Tausenden glitzernden Reisfeldern entgegenstrahlt. Unzählige Menschenhände haben die Gebirgshänge in kunstvolle Terrassen umgebaut, über die noch kunstvoller ein Teil von dem Wasser der tiefeingeschnittenen Bergflüsse geleitet ist. Reisfeld reiht sich an Reisfeld, bald ein ruhiges, himmeldurchspiegeltes Gewässer, in das der kleine Fall des einströmen-

den Wassers glänzende Kreise zeichnet, bald überall durchsproßt von den gelblichen Trieben der aufgehenden Pflanzen, bald saftig grün in vollem Wachsen, in der Blüte von zarter Bläue überhaucht oder goldig wogend beim Reifen.

Man glaubte noch vor wenigen Jahren, daß die nasse Reiskultur von den Hindus im malaiischen Archipel eingeführt wäre. Dafür spricht auch heute noch, daß sie überall dort nicht geübt wird, wo auch andere hinduistische Einflüsse nicht nachweisbar sind, wie z. B. in der östlichen Hälfte des Archipels. Die Balier erzählen, daß ihre Subaks, das sind Vereinigungen zum gemeinschaftlichen Irrigieren der Felder, bald nach dem Entstehen der Erde sich gebildet haben. Wie dem auch sei, so haben diese Subaks, in deren Organisationen sich leicht die Struktur der balischen Dorfgenossenschaft erkennen läßt, den Reisbau zu einer derartigen Höhe entwickelt, daß man noch heute von Java aus nach Bali kommt, um zu lernen, und auch die beste europäische Wasserbaukunst nicht viel mehr vermocht hat, als anzuerkennen oder zweifelhafte Verbesserungen zu versuchen.

Die Eigenart der balischen Flüsse, die in tiefeingeschnittenen Schluchten mit großer Kraft von den Bergen stürzen, macht das Irrigieren der vorher sorgfältig nivellierten und durch Erddämme abgegrenzten Felder recht schwierig. Man konnte das Wasser der in der Tiefe rauschenden Flüsse nicht einfach bis zum Niveau der zu bewässernden Felder aufstauen, sondern mußte oft weit stromaufwärts eine Stelle suchen, höher gelegen natürlich als die Felder, wo ein nicht zu hoher Staudamm genügte, der nicht so leicht vom Strome fortgerissen wurde und bei Beschädigungen sich leicht wieder herstellen ließ. Ein solcher Staudamm besteht, wenn der Strom schwach ist, einfach aus einigen Baumstämmen, die quer in den Fluß gelegt sind. Bei stärkerem Strom stapelt man mit Flußsteinen gefüllte Bambuskörbe aufeinander, und falls auch dies noch ungenügend ist, so baut man zuvor aus Balken ein doppeltes Gitter, das man mit den steinbeschwerten Körben füllt. Der Damm wird schräg oder in einer rechtwinklig geknickten Linie in den Fluß gesetzt, um die Kraft des Stromes auf eine größere Fläche zu verteilen. Um der anzulegenden Leitung das richtige Gefälle zu geben, muß die Stelle der Abdämmung mit Überlegung und nach genauer Vermessung des zu durchschneidenden Terrains bestimmt werden. Das Gefälle darf nicht zu groß sein, da hierdurch der Boden ausgespült wird und die Ränder abstürzen, was besonders bedenklich ist, falls die Leitung an steil abfallenden Schluchten entlangläuft. Ist das Gefälle zu gering, so wird die Leitung durch das Absetzen der vielen festen Stoffe, die das Flußwasser mit sich führt, schnell unbrauchbar. Zur Bestimmung des Gefälles bedient man sich eines gleichschenkligen hölzernen Dreieckrahmens, an dem sich ein Senklot befindet.

Das Anlegen der Leitung selbst ist oft mit viel Ungemach verbunden. An steilen Bergwänden, wo sie aus dem Stein geschlagen werden muß, drohen häufige Erdstürze mit Verwüstung; auf schwindelerregenden Gebirgskämmen, über die sie geführt werden muß, ist das Arbeiten ungemein gefährlich. Oft erstreckt sich die Leitung bis weit in unbewohnte Gegenden, sodaß die Subakmitglieder eine oder mehrere Nächte im Urwald übernachten müssen, wenn Ausbesserungen nötig sind. Zuweilen sieht man sich genötigt, das Wasser in ein zweites Flußbett zu leiten und hier einen neuen Staudamm anzulegen.

Um zu verhindern, daß das Wasser zu viel Sand mit sich führt, wird es sofort nach dem Verlassen des Flusses durch kleine Teiche geleitet, wo feste Stoffe niedersinken. Durch ähnliche kleinere Teiche leitet man auch das für die Reisfelder bestimmte Wasser, um das Versanden der Felder zu verhindern.

Ein aus Stein gehauener Rost an der Austrittsstelle der Leitung aus dem Fluß verhindert das Eindringen von Baumstämmen, Steinen und anderen großen Gegenständen. Eine Vorrichtung aus Holz am Anfang der Leitung sorgt dafür, daß bei Hochwasser nicht zu große Wassermengen aus dem Flusse übertreten und die am Leitungsrande liegenden Felder beschädigen. Demselben Zwecke dienen hölzerne Röhren, die an verschiedenen Stellen die Leitung mit einer Schlucht in der Nähe verbinden, durch die das Wasser, sobald es in der Leitung ein gewisses Niveau übersteigt, abfließen kann.

Da, wo ein Bergrücken sich der Leitung in den Weg stellt, der nur durch ein weites Umlegen zu umgehen wäre, baut man Tunnel, oft kilometerlang und so hoch, daß ein Mensch in hockender Stellung darin arbeiten kann. Horizontale und vertikale Luftschächte in bestimmten Abständen dienen bei langen unterirdischen Leitungen zur Ventilation. Tunnelbaugenossenschaften bewahren und überliefern die für diese Arbeit benötigten Erfahrungen und Kenntnisse. Sie übernehmen die ihnen von einer Subak übertragene Arbeit zu einem vereinbarten Preis, den sie in gleichen Teilen untereinander verteilen. Besonderer Erwähnung unter ihnen verdient der Schmied, der ihr wichtigstes Instrument, ein zugespitztes schweres Stück Eisen an einem hölzernen Stiel, womit das Aushacken geschieht und das schnell stumpf wird, stets wieder umschmieden muß.

Die zeitlich und örtlich meist wohl verschiedene Entwicklung der Dorfgenossenschaften und der Subaks bringt es mit sich, daß Mitglieder eines Dorfes verschiedenen Wasserschaften angehören können und umgekehrt. Beide Vereinigungen stehen unabhängig mit gleichen Rechten nebeneinander.

Die Verfeinerung der Bodenkultur, wie sie der nasse Reisbau erforderte, die oft jahrelange Arbeit, die der einzelne auf sein Feld verwenden mußte, um es vollfruchtbringend zu machen, seine Verantwortlichkeit der Subak und der Dorf-

genossenschaft gegenüber, veränderten das anfangs rein kommunale, später familienerbliche Gebrauchsrecht des Bodens in ein mehr individuelles, das nahezu Grundbesitz wurde, insofern, als die Arbeit, die dem Acker gewidmet wurde, und seine Früchte unter gewissen Bedingungen verpfändet und verkauft werden durften. Doch stets verfügte jemand, wer es auch war oder wurde, nur solange über sein Feld, als er dies zur Zufriedenheit der Gemeinschaft bearbeitete und nach dem Willen der balischen Götter, die wollen, daß ihre Erde Früchte trägt, um allen Menschen genügend Nahrung zu geben.

Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß es die erste Pflicht jeder Subakgenossenschaft ist, einen Tempel für die Gottheiten zu bauen, in deren Schutz sie sich gestellt hat. Man findet ihn häufig frei zwischen Reisfeldern und verborgen unter einigen Bäumen liegen. Hier stellt man in monatlichen Versammlungen die Zeit für die Bewässerung, für Pflügen, Pflanzen und Ernten fest, bestimmt die Menge des Wassers, auf das jedes Subakmitglied Recht hat, sorgt, daß die Staudämme, Leitungen und Tunnel in Ordnung sind, einigt sich über die Strafen, die jeden treffen, der die Anordnungen nicht befolgt, und ordnet schließlich die lange Reihe von Tempelfesten an, die jede Periode des Reisbaues einleiten und abschließen.

Um Uneinigkeiten zwischen einzelnen Subaks vorzubeugen, hat man besonders dort, wo mehrere Subaks ihr Wasser aus ein und derselben Leitung beziehen, das Verfügungsrecht über alles Wasser dem Fürsten übertragen. Diesem zur Seite steht der Sedahan-Agung oder Wasserschaftsminister, eine sehr verantwortungsvolle und wichtige Persönlichkeit in einem balischen Reiche nach Art eines Major domus. Er muß besondere technische Kenntnisse besitzen und in Übereinstimmung mit den Sedahan's oder Ältesten der verschiedenen Subak's die Verteilung des Wassers regeln; er darf auch im Namen des Fürsten als Entgelt für seine Bemühungen von jedem bewässerten Reisfeld eine mäßige Steuer erheben.

FÜRSTEN UND HINDUISMUS AUF BALI

In der Erinnerung des Volkes auf Bali leben heute noch die Dorfkriege, die man vor langen Zeiten als letztes Mittel nötig hatte, wenn benachbarte Dörfer die Streitigkeiten wegen der Grenzen ihrer Äcker, des Gebrauches des Wassers aus einem vorbeifließenden Bach und wegen dergleichen Dinge mehr nicht gütlich beilegen konnten. Sie führten zu der Anstellung von Schiedsrichtern, die in diesen Zwisten entscheiden mußten. Aus der Gruppierung einer größeren Anzahl Dörfer, um je einen Schiedsrichter, der sich durch Takt, Gerechtigkeit und Überzeugungs-

kraft besonderes Ansehen erworben hatte, entstanden die acht kleinen Reiche Balis. Die balische Bezeichnung für einen derartigen Schiedsrichter, der in späterer Hinduzeit in vielem dem glich, was wir mit Fürsten zu bezeichnen pflegen, ist auch heute noch anakagung, das heißt hervorragender oder erhabener Mensch. Wie der Balier sich seinen Fürsten wünscht, drückt er in folgenden Aphorismen aus, zum Beispiel „Saking bukin alité, das heißt der Fürst muß stets wissen, daß er seine Macht der freiwilligen Achtung und Zuneigung des Volkes verdankt". Ferner: „Der Fürst sorgt für das Wohlsein seines Volkes, das Volk für das seines Fürsten".

Aus der Weise, wie dieses geschieht, darf man schließen, wie jenes erwartet wird. Die Dörfer bauen ihrem Fürsten einen Palast und halten ihn gut in Ordnung. Ein Teil ihrer Bewohner zieht dahin Tag und Nacht auf die Wache. Die schönsten Mädchen stehen dem Fürsten zur Verfügung. Man bringt ihm die besten Früchte, reichlich für ihn und seine Familie. Bevor man in einem Dorfe mit der Tabakserne beginnt, sucht man für ihn auf jedem Felde die prächtigsten Blätter aus, wie man es mit den schönsten Halmen auf den Reisfeldern der Gottheit gegenüber tut. Auf seinen Reisen ist der Fürst der geehrte Gast der Dorfgenossenschaft, die ihn festlich bewirtet. Alle Verordnungen des Dorfes oder anderer Vereinigungen gelten nicht für ihn, der über den Gesetzen steht. Seine Macht ist unbeschränkt, nachdem sie ihm einmal von dem Vertrauen des Volkes übertragen ist. Sie muß es nach balischen Begriffen sein, um ihm die unbeschränkte Möglichkeit zu geben, Gutes zu tun. Wer den Fürsten lästert, verwirkt sein Leben.

Wehe dem Fürsten aber, der das Vertrauen seines Volkes verscherzt. Ihm droht das Metilas. Dies ist ein sehr eigenartiges balisches Recht, das gestattet, sich eines unwürdigen Fürsten zu entledigen. Wenn nämlich seine Taten zu häufig oder zu arg gegen das Gefühl von Recht und Gerechtigkeit, wie es jedem Balier innewohnt, verstoßen, besonders aber gegen die so sorgsam gehütete Adat, dann wächst die Unzufriedenheit über ihn und die Abneigung gegen ihn. Anfangs im geheimen. Man berichtet und berät untereinander über seine neuen Übeltaten. Plötzlich bricht die Empörung los, und alles kündigt ihm den Gehorsam, oder man tötet ihn gar, wenn es nötig ist. Man wählt einen neuen Fürsten oder stellt sich unter die Schiedsrichterschaft eines Nachbarreiches.

In der Stellung, die dem Fürsten und dessen Stellvertreter in den Distrikten eines Reiches gegeben ist, offenbart sich ein edles, gehorsames, aber auch sich selbst bewußtes, Gerechtigkeit liebendes und darauf vertrauendes Volk. Der großen und vollen Ehrerbietung gegenüber den erwählten Häuptern fehlt jede sklavische Unterwürfigkeit. Diese Menschen sind freie Menschen. Auf jedem Gesicht, in jeder Haltung kann man das lesen. Von ihren Mĕtilas haben sie Gebrauch gemacht,

falls es nötig war, ohne Zweifel auch zum besten ihrer Fürsten oder deren Beamten, die ihnen dies Recht nie zu nehmen wagten. Es lebt auch heute noch tief in dem Bewußtsein des Volkes, nachdem die europäische Verwaltung des Landes es für ungesetzlich erklärt hat, da sie glaubt, bessere Mittel zu besitzen, um den Landmann vor etwaigen Übergriffen ihrer Beamten schützen zu können. Dafür mag ein Beispiel dienen, das ich den Aufzeichnungen eines lange Zeit auf Bali tätigen europäischen Regierungsbeamten entnehmen will:

Der von der europäischen Verwaltung am Ende der neunziger Jahre neu ernannte Punggawa oder Vorsteher des Distriktes Sawan erregte die Unzufriedenheit des zu diesem Distrikte gehörenden Dorfes Djagaraga. Die Bewohner brachten ihre Beschwerden vor die Verwaltung, die jedoch keinen genügenden Grund entdeckte, um ihren Beamten abzusetzen. Trotzdem verharrten die Bewohner von Djagaraga in der Weigerung, die Befehle und Verordnungen dieses Punggawa zu befolgen. Wochenlange Unterhandlungen durch Vermittlung europäischer und auch eingeborener Beamten blieben ohne jeden Erfolg. Man erklärte sich bereit, allen Befehlen der Verwaltung zu gehorchen, nur mit dem Punggawa wollte man nichts zu tun haben. Da die Regierung über keine Truppen und nur geringe Polizei verfügte, so bewaffnete sie Leute aus anderen Dörfern und unternahm mit diesen einen Feldzug gegen Djagaraga. Hier dachte man nicht daran, sich mit Waffengewalt zu wehren, sodaß ohne weiteres einige Menschen verhaftet werden konnten, die man für die Rädelsführer dieses Mĕtilas ansah. Man brachte sie nach dem Hauptplatze der Verwaltung. Jedoch alle männlichen Bewohner des Dorfes folgten dorthin und erklärten, daß sie alle gleich schuldig oder unschuldig seien, und falls man strafen wollte, so möchten sie alle gestraft werden. Man hielt es für eine Pflicht, ihrem Wunsche zu willfahren. Da jedoch für all die Hunderte kein Platz genug in dem neuen Gefängnis war, verbannte man die eine Hälfte der Bewohner nach der äußersten Ostgrenze, die andere nach der äußersten Westgrenze von Nordbali. Man ließ die Menschen ferner wissen, daß man in Erwägung ziehen würde, ihnen die Erlaubnis zur Rückkehr in ihr Heimatdorf zu geben, falls sie versprächen, dem ernannten Punggawa zu gehorsamen.

Viele Wochen lang brachten jetzt die Frauen und Kinder von Djagaraga auf sonnendurchglühtem, tagelangem Weg ihren Männern und Vätern das nötige Essen in die Wildnis. Erst nachdem die sogenannten Rädelsführer nach Java verbannt waren und die aus ihrem Heimatdorf Entfernten viel Unglück und Elend durchgemacht hatten, beschlossen sie, sich zu fügen. „Ehrlich gestanden", so schließt der europäische Beamte, dessen Berichten ich dieses Mĕtilas entnommen habe und der darin wohl auch die Hauptrolle gespielt hat, „mir tat es etwas leid, daß die Bewohner von Djagaraga so wenig Genugtuung erhielten für ihr hals-

starriges Festhalten an dem, was sie für ihr Recht hielten; jedoch das schwere muß mit dem schweren Gewichte gewogen werden." —

Den balischen Fürsten verdankt ein fremdes Kulturelement auf dieser Insel sein Dasein, nämlich der Hinduismus. Während der Blütezeit des Hinduismus auf Java (ungefähr 700-1518 n. Chr.) galt Bali als eine indojavanische Kolonie. Nach dem Fall des letzten Hindureiches Madjapahit auf Ostjava flüchteten im Beginn des 16. Jahrhunderts große Scharen von Civaïten und Buddhisten vor dem Ansturm des Muhamedanismus nach Bali. Hier gingen sie im Laufe der Jahrhunderte so weit in den ursprünglichen Bewohnern auf, daß man heute den Eindruck einer einheitlichen Volksart erhält; in der Körper- und hauptsächlich Gesichtsform mancher Mitglieder von Fürstenfamilien entdeckt man jedoch häufig noch deutlich indoarische Züge. Ein Teil der Ureinwohner wollte von den Hindujavanen nichts wissen und lehnte ihren Gama-tirta oder Weihwasserglauben ab. In den Bergen bestand vor etwa 100 Jahren noch eine unabhängige Republik derartiger Bali-aga oder echter Balier; heute ist ihre Zahl auf wenige abseits wohnende Familien gesunken. Sie bannen noch heute alles aus ihrem Leben, was einst von Madjapahit gekommen ist, ohne sich dadurch in ihrem Denken und Fühlen wesentlich von den anderen Baliern zu unterscheiden. Denn auch bei diesen hat der Hinduismus einem starken autochthon vorhandenen Gefühlsleben nur seine reichen Mittel geliehen, um sich ausdrücken zu können.

Diese indische Kolonisation, deren Zeugen die Tempel von Java bis Lombok sind, aber war eine andere als die von Europa aus. Mit Recht steht der moderne Javane voll Verzweiflung vor den Trümmern seiner klassischen Zeit. Hier klaffen Abgründe von furchtbarster und raffiniertester Grausamkeit, hier verdorrt plötzlich alles Schöne, wird alles, was bisher glücklicher Mensch war, bösartige Karikatur. Hier weiß man im Mantel gleißender Phrasen unabsehbares Elend und gewissen Tod zu bringen allem, was schwächer und weniger rücksichtslos ist. Hier versteht man virtuos alle unheilvollen Dämonen, die im Menschen schlafen, wachzurufen und groß zu ziehen. Die Hindus haben auf Java und Bali anders kolonisiert. Auf Java reden die Steine davon und auf Bali mit noch ergreifenderer Deutlichkeit die Menschen. Ist es die Eigenart der modernen europäischen Zivilisation oder was man sonst für Namen dafür hat, die niederen und niedrigsten Instinkte der menschlichen Natur zu entdecken, stark zu machen und so Sklavenhorden zu schaffen, wie sie grotesker die Welt nie gesehen hat, die balische Hindukultur aber offenbart, welche Früchte ein Appell an die guten Kräfte im Menschen und deren unermüdliche Pflege trägt. Wer ist der freie Mensch und wer der traurigste Sklave, wenn heute noch im Innern Javas ein blauroter Europäer aus irgendeinem lächerlichen Anlaß seine Wut wild ausschäumt gegen den

in ehrerbietiger Haltung bewegungslos vor ihm niederhockenden Eingeborenen, dessen vollkommene Selbstbeherrschung und Demut jener für Charakterlosigkeit und hündische Untertänigkeit erklärt?

Die sogenannte demokratische Freiheit stößt sich an einigen Einrichtungen, die der Hinduismus nach Bali gebracht hat, zum Beispiel das Kastenwesen. Eine Freiheit, die ihr Wesen nur in Äußerlichkeiten sucht, hat das Recht dazu.

Das Kastenwesen auf Bali ist in vielfacher Beziehung verschieden von dem in Vorderindien. Bestimmte Klassen, die der Verachtung preisgegeben sind, sogenannte Paria's, gibt es nicht auf Bali. Die Mitglieder der Kasten tragen ferner weder besondere Kleidung noch andere äußere Kennzeichen. Trifft man einander auf dem Wege, so redet man jeden Unbekannten mit demselben „Djro, Freund" an, erkundigt sich im Laufe der Unterhaltung nach seiner Kaste und verändert dementsprechend seine Sprache und falls nötig, auch die Haltung. Die niedere Kaste bedient sich des Vulgäridioms, das ähnlich dem Javanischen zu der großen Gruppe austronesischer Sprachen gehört, die von Madagaskar bis Formosa im Norden und dem Osten von Australien gesprochen werden, die höhere Kaste gebraucht eine durch Sanskriteinflüsse veränderte und bereicherte Abart davon Jemand von höherer Kaste sorgt ferner stets, daß er etwas höher sitzt wie seine Gesellschaft von niederer Kaste, wobei ihm ein Baumstamm, Stein oder erhöhter Wegrand aus der Verlegenheit hilft. In allem, was unmittelbar mit dem Landbau zusammenhängt, erkennt man keine Kaste an. In den Dorfgenossenschaften, Subaks und ähnlichen Vereinigungen hat jeder dieselben Pflichten und Rechte. Man sieht nicht selten ein Mitglied der höchsten oder Brahmanenkaste neben einem Kaula oder Kastenlosen sein Feld bearbeiten.

Ausschließlich der Brahmanenkaste gehören die Padanda's an, wörtlich Stabträger, die Priester oder Ordner und Vorsteher aller größeren Tempelfeste. Sie gelangen zu ihrer Würde durch ein langdauerndes Studium der heiligen Schriften und Gesetzbücher und durch ein an Selbstverleugnung reiches Leben. Der Guru oder Lehrer, der sie unterrichtet, verlangt vollkommenen Gehorsam von ihnen. Sie dürfen die Reinheit ihrer Seele durch keine böse Lust besudeln, nie zornig werden oder die Unwahrheit sprechen. Sie dürfen nur ein Weib haben oder verzichten, um die höchste Stufe der Heiligkeit zu erreichen, auf jedes Familienglück. Ihr Ansehen beim Volke ist groß und ihre einfache, bescheidene und stille Würde verdient dies vollauf.

Zusammen mit der Kaste der Brahmanen bildet die darauf folgende der Ksatria's und dann die der Wésja's die sogenannten Triwangsa oder den balischen Adel — etwa $^1/_{20}$ des gesamten Volkes. Die meisten Fürsten gehören der dritten Kaste der Wésja's an. Die große Masse des Volkes ist kastenlos oder Kaula's.

Frauen von Kaste schänden diese, falls sie mit einem Manne von niederer oder ohne Kaste eine Ehe eingehen oder eine Liebschaft anknüpfen, und werden dafür mit dem Tode bestraft. Den Männern ist jedoch gestattet, Frauen aus niederer Kaste oder Kaula's zu wählen. Die Kinder erben stets die Kaste ihres Vaters. Sorgfältig geführte Geschlechtsregister sichern der Familie die Kaste; zweifelhafte Ansprüche finden vor einem Priesterrat ihre Erledigung.

Die Triwangsa-Mitglieder genießen noch Vorrechte in der Form einer milderen Bestrafung für gewisse Vergehen und sind von einer Zahl öffentlicher Dienstleistungen entbunden. Im allgemeinen scheint im Volke jedoch kein besonderer Ehrgeiz zu leben, um die Vorteile einer höheren Kaste bei einer späteren Wiedergeburt, an die man glaubt, zu erringen. Der Verstorbene inkarniert sich mit Vorliebe gewöhnlich wieder als Mitglied seiner alten Familie.

Ebensowenig wie unserer demokratischen Freiheit das Kastenwesen behagt, kann sich spießbürgerliche Engherzigkeit und Verdrossenheit mit dem Einflusse zufrieden geben, den man dem Hinduismus in der balischen Rechtspflege zuteilen darf. Die Fürsten und ihre Stellvertreter in den Distrikten oder Punggawa's waren ursprünglich, wie bereits erwähnt, nur die Schiedsrichter in Streitigkeiten der Dorfgenossenschaften, Subak's oder anderer derartiger Vereinigungen untereinander. Daneben wird ihr Urteil noch in Rechtshändeln privater Personen gesucht, welche die Dorfgemeinschaft trotz ehrlicher Bemühungen nicht erledigen konnte. Da die Urheber derartiger Rechtshändel mehr oder weniger als rechthaberische Querulanten anzusehen sind, so dient die Form des Prozeßverfahrens neben der Feststellung des Rechts gleichzeitig und fast zuerst einer Behandlung ihrer ungeselligen Gemütsstimmung.

An einem festgesetzten Tage erscheinen die Parteien vor dem Rate der Kerta's. Das sind vom Fürsten angewiesene Padanda's, meist drei an der Zahl, die in der Balé pamlantjan oder dem Gerichtshofe, einem allerseits offenen Pavillon mit erhöhtem Fundament, Sitzung genommen haben. Kläger wie Angeklagte müssen mit ihren Pratéka's versehen sein; dazu gehören außer ihren Zeugen und in Schrift gebrachten Erklärungen einige Schalen mit Blumen, Gebäck, die Beigaben zum Sirihkauen, ein paar gefüllte Wasserkrüge und Bambusmatten zum Niedersitzen, alles an erster Stelle zum Gebrauche der Richter und anderer etwaig anwesender Autoritäten. Ist eine Partei in irgend etwas ihrer Pratéka nachlässig gewesen, so hat sie ohne weiteres ihren Prozeß verloren. Wer sich über das gefällte Urteil erbost oder in abfälliger Weise darüber spricht, wird mit Geld gestraft. Dasselbe geschieht, falls jemand die Abschrift des Urteils zurückweist, nachdem es vom Fürsten unterzeichnet ist, womit die Möglichkeit zur Berufung aufgehoben ist. Den Parteien ist es verboten, den Richtern mit Zitaten aus den Gesetzesbüchern zu widersprechen. Wer bei der Sitzung nicht aufhören will zu reden, „so daß ihm

der Speichel aus dem Munde fließt", und wer es wagt, nach den Richtern zu weisen, bezahlt 4000 Kepeng's* Strafe. „Wer seinen unbeholfenen Gegner mit Gesetzesparagraphen in die Enge treibt, und wer laut spricht ohne Zustimmung der Richter, wird mit 2900 Kepeng's bestraft." „Falls die Parteien während der Verhandlung gegeneinander ausfallend werden, oder sich übereinander erbosen, bezahlen sie 2900 Kepeng's." „Falls jemand nach dem Fällen des Urteils anders spricht oder sich beträgt, anders aussieht, handelt, geht, sitzt oder seine Kleidung verändert, so wird er noch nachträglich von den Richtern in Strafe gestellt."

Wie sorgfältig man andrerseits nach Unbefangenheit und Gerechtigkeit im Urteil strebt, beweist die eigenartige Einrichtung des Batu tumpeng. Mögen die als Richter fungierenden Padanda's auch höchst ernsthafte Männer sein, so vergißt man doch nicht, daß auch sie schließlich nur Menschen sind, die ihr seelisches Gleichgewicht verlieren können; sie könnten während der Leitung der Verhandlung oder der darauffolgenden Beratschlagung gegen oder für eine Partei eingenommen werden. Man sorgt darum noch für die Anwesenheit einer besonderen Person, die während der ganzen Sitzung vollkommen still bleibt. Er fragt niemanden, noch spricht er mit jemandem. Während die Richter beraten und ihre Gesetzbücher nachschlagen, was ihnen oft viel Kopfzerbrechen verursacht, sitzt er unbeweglich dabei und hört und sieht zu. Es besteht daher keine Gefahr, daß die Ruhe seines Urteils durch das Widersprechen eines anderen gestört wird oder der Schwung seiner eigenen Rede sein Bewußtsein trübt. Der Spruch der Richter bedarf seiner Zustimmung, im anderen Falle muß aufs neue beraten werden. Er teilt ferner in der meist ruhevollsten und wohlwollendsten Weise das Urteil den Parteien mit, damit niemand sich gekränkt fühle.

Zur Bekräftigung ihrer Aussagen muß jede Partei zwei Zeugen mitbringen; handelt es sich um eine Frau, so genügt ein Zeuge. Der Partei, die nach dem Urteil der Richter im Recht ist, wird zuweilen der Reinigungseid auferlegt; in seltenen Fällen gestattet man dies beiden Parteien. Finden diese genügend und einwandfreie Eideshelfer und stehen sich so zwei Eide gegenüber, so erklärt man den Prozeß für unentschieden; „es wird keine Strafe auferlegt, alles ist im Traumzustand gesagt", heißt es. Die Zahl der Eideshelfer wird vom Rate der Kerta's bestimmt. Sie müssen erwachsen, verheiratet sein und Kinder haben, ohne Gebrechen und mit dem Schwörenden nicht verwandt sein. Denn nach balischem Glauben treffen die Folgen eines Meineids, der von keinem Menschen gestraft werden kann, auch die Eideshelfer und ihre Nachkommen bis ins dritte Geschlecht. So heißt es in der Eidesformel:

* Balischer Pfennig, eine aus China stammende durchlöcherte Bronzemünze im Werte von etwa 0,15-0,2 holländischem Cent.

„Wo sie — das heißt die Falschschwörenden und ihre Helfer — auch immer sich befinden, möge sie alles Unheil treffen, das Feuer des Blitzes soll auf sie niederfallen. Wenn sie in den Wald dringen, sollen Schlingpflanzen sie verstricken, sollen sie verirren, hierhin und dorthin laufen und die Richtung nicht finden, sollen Tiger auf sie springen, sollen sie gegen Felsen stoßen, daß ihr Schädel zerbreche und ihr Gehirn heraustrete; auf der Wanderschaft in den vier Dörfern sollen sie zur Erde fallen, von einem niederstürzenden Baum gespalten werden. Auf dem Acker soll sie aus unbewölktem Himmel der Blitz treffen, mögen sie von giftigen Schlangen gebissen, durch die Hauer des Kidangs und die Hörner der Büffel zerfleischt werden. Mögen sie im Flusse gegen spitze Steine stoßen, ihre Brust zerreißen, ihre Knochen brechen, ihr Blut aus den Adern spritzen, ihre Leichen nach tiefem Wasser treiben. Mögen Krokodile sie greifen, falls sie auf See sich befinden, möchte der Sumdang-Aal oder Pé-Fisch sie stechen, die giftige Seeschlange Lempé sie beißen, ein Seeungetüm sie verschlingen. In ihrem Hause sollen allerlei Krankheiten sie überfallen, sollen sie eines unnatürlichen Todes sterben, soll niemand ihnen beistehen, mögen sie während des Schlafes im Traume sterben, während sie stehen, während sie sitzen, beim Essen, beim Trinken. Weder sie noch ihre Kinder, Enkel und Urenkel werden als Menschen auf diese Erde zurückkommen. Sie werden als Maden, Schnecken, Blutegel, Erdwürmer, Schlangen wiedergeboren werden. So lautet der Fluch des Meineides. Ja! große Gottheiten Ari Tjandana und Anggasti, erhabene Götter im Osten, im Süden, im Westen, im Norden und in der Mitte, im Angesichte der dreizehn göttlichen Weltoffenbarungen sei es bezeugt, daß sie und ihre Kinder, Enkel und Urenkel keines Glückes mehr teilhaftig werden vom Tage des Eides ab, heute."

Als todeswürdige Verbrechen gelten Brandstiftung, Vergiftung oder Behexung seiner Mitmenschen, Amoklaufen, Verleumdung des Fürsten und die Entführung einer seiner Frauen. Der Vollzug der Todesstrafe geschieht mit dem Kris (die Europäer haben mit dem ersten Gefängnis auch den ersten Galgen auf Bali gebaut). Der Hergang dabei ist ungefähr folgender: Man führt den Verurteilten, bekleidet mit Kopftuch und Oberkleid aus weißem Kattun, geschmückt mit einigen Blumen hinter den Ohren, nach dem Begräbnis- und Verbrennungsplatz. In dessen unmittelbarer Nähe liegt der Totentempel oder Pura dalem. Vor diesem ersucht der Verurteilte, einen Augenblick stillzuhalten; er hockt mit gekreuzten Beinen demütig nieder, das Gesicht nach dem Tempel gerichtet, und spricht ein Gebet. Zwei Männer leiten ihn darauf mit seitwärts ausgestreckten Armen mitten auf den Begräbnisplatz, wo einer der Kantja's oder Anwälte des Rates der Kerta's vor ihn tritt und von einem Lontarpalmblatt das Urteil vorliest. Der Kantja faltet darauf das Blatt doppelt zusammen und steckt es dem Verurteilten hinten in den

Gürtel. Sofort stellt sich auf etwa drei Schritte Abstand vor ihm der Henker hin, irgendein vom Fürsten dazu ausersehener Balier, den Kris hinten im Gürtel bis über die Schultern ragend, und hält folgende Ansprache: Wenn ich dich jetzt töte, so geschieht dies nicht, weil ich dir grolle oder dich hasse, sondern um im Auftrage der befugten Macht das Urteil auszuführen, das dir soeben vorgelesen ist. Ich will dies jedoch nicht tun, bevor ich dich um die Erlaubnis dazu gefragt habe. Gib sie mir, denn ich tue eine gerechte Tat. „Rarisang!" (tue deine Pflicht) heißt die bündige mit kräftiger Stimme gegebene Antwort. Der Henker tritt noch einige Schritte zurück, bringt langsam die Hand über seine Schulter, entblößt den Kris, tritt mit tanzartigen Bewegungen auf den Verurteilten zu und stößt ihm den Stahl von oberhalb des linken Schlüsselbeines tief in die Brust. Ohne Laut sinkt der Getroffene zur Erde, schnell verblutend.

EIN BALISCHER FÜRST

Einer der allerletzten balischen Fürsten war krank. Die balischen Heilkünstler konnten ihm nicht helfen. Er rief den europäischen Arzt, der sich im Militär-Biwak gegenüber seiner Puri* befand. Als seine Umgebung dies vernahm, war sie voll Besorgtheit und warnte den Fürsten: Du weißt, daß die Europäer dir nicht vertrauen, sie fürchten deinen Einfluß beim Volke, ihr Arzt wird dir Gift geben.
Der Fürst ließ den Arzt mit seiner Medizin kommen. Er nötigte ihn, neben sein Lager sich niederzusetzen und sah ihn einige Zeit an. Dann fragte er nach der Medizin und trank sie. Nachdem er sie getrunken hatte, erzählte er dem Arzt, daß man ihn besorgt gemacht hätte, er würde von ihm vergiftet werden; „aber", so sprach er, „ich habe in deinem Gesichte gelesen, du bist kein Mörder".

KINDER, FRAUEN UND HOCHZEIT

Die balischen Frauen sind schön, so schön wie eine Frau nur gedacht werden kann, eine physiologisch einfache, würdige Schönheit voll östlichen Adels und natürlicher Keuschheit. Die Schultern sind von fast gleicher Breite wie die Hüften. Das Tragen jedweder Last auf dem Kopfe mit hochgestreckten Armen entwickelt den Schultergürtel und dessen Muskulatur, von der der stets kräftige große Brustmuskel sich als die günstigste Unterlage für die formvollendeten Brüste darbietet. Die Hüften sind auffallend schlank; die Beine ebenfalls und doch von fast männlicher Stärke, eine Folge des täglichen Schreitens durch steile Täler. Der

* Puri = balischer Fürstenpalast.

Gang ist so prächtig, funktionell einfach, daß man darin alle Wahrheiten der statischen Gesetze aufs köstlichste sich offenbaren sieht.

Die Kleidung kann diese Schönheit nicht erhöhen; sie hat das Verdienst, sie auch nicht zu mindern. Ein rechteckiger Lappen meist dunkelblauen Kattuns reicht vom Nabel bis zu den Füßen, ein kürzerer, meist buntgeblümt, von gleicher Form bildet das Unterkleid. Beide schlagen an entgegengesetzten Seiten übereinander und werden von einem gelben, grünen oder roten, mehrfach umwickelten Streifen dickeren Tuches oder Seide als Gürtel festgehalten. Der Oberkörper ist frei, das lange glatte schwarze Haar wird mit einem Handgriff seitlich oder auch mehr am Hinterkopf geknotet. In den weitdurchbohrten Ohrläppchen trägt das junge Mädchen je ein zusammengerolltes Lontarpalmblatt, das man bei festlichen Gelegenheiten durch Goldschmuck ersetzt.

Auch läßt es als Zeichen, daß es noch unverheiratet ist, eine Locke aus dem Haarknoten lose herunterhängen. Ein schmaler weißer oder selten schwarzer Schleier mit groben Maschen hängt von einer Schulter und wird zum Bedecken des Busens gebraucht, wo dies nötig ist, zum Beispiel aus Ehrfurcht beim Betreten eines Tempels oder fürstlichen Palastes oder dort, wo Europäer wohnen — hier aber nicht aus Ehrfurcht, sondern in derselben Scham, aus der einst Eva und Adam erkannten, daß sie nackt waren.

Furchtlos schreitet das Mädchen auf einsamem Wege, furchtlos bleibt die Frau im offenen Hause zurück, wenn die Männer im Urwald oder auf den Reisfeldern arbeiten.

Mit sicherem Schritt sieht man Frauen und Mädchen durch steile Schluchten klimmen, mit ihren oft schweren Lasten auf dem Kopfe, Bambus- oder Lianenbrücken überschreiten, reißende Bäche überqueren.

Ohne Scheu wird das Kleid dabei bis über die Knie emporgehoben, ohne Furcht an einer Quelle am Wege haltgemacht und gebadet. Männer, die vorbeikommen, baden in unmittelbarer Nähe oder warten, ohne daß man einander stört oder beachtet. Man badet mindestens zweimal täglich an zahllosen herrlichen Badeplätzen; man unterläßt dabei nicht, jeden Muskel und jedes Gelenk zu massieren, die Haut mit feinem Bimsstein abzureiben, darnach mit ätherischen Ölen und mit feinem Reispuder zu behandeln. Die Nägel an Fingern und Zehen besorgt man besonders, zuweilen färbt man sie mit Pflanzensäften rot.

In Menschen und Dingen weilt überall derselbe göttliche Seelen- und Lebensstoff, in allem, was lebt, nur weniger und zarter hier, kräftiger und konzentrierter dort. Dieser Seelenstoff ist so ätherisch fein und empfindungsvoll, daß man sich ja hüten muß, ihn zu erschrecken, zu beleidigen oder zu stören. Er entflieht dann und läßt die körperliche Hülle tot zurück. Mit einem Kinde muß man, da seine Verbindung

mit dem Körper besonders zart ist, besonders rücksichtsvoll sein. Es darf nie gestraft werden, in seiner Nähe darf kein hartes Wort fallen, nichts Unziemendes geschehen. Hat einmal eine Mutter — ein anderer wird das nie tun — ihrem Sprößling einen leichten Klaps gegeben, so eilt die ganze Familie voll Bestürzung in den Haustempel, und reiche Opfergaben und einige Gebete versuchen die beleidigte Seele des Kindes zu versöhnen und zum Bleiben auf dieser Erde zu bewegen.

Nirgends auf der Welt sieht man Kinder so sanft, so lernbegierig, so voll Vertrauen. Wo ist das Land, wo ohne Schulen fast jeder lesen und schreiben kann, wo Knaben Ornamente in den Sand oder auf die Mauern zeichnen, um die sie mancher, der sich bei uns ein Künstler nennt, beneiden würde, wo kleine Mädchen aus Lontarblättern und Blumen den Schmuck flechten, mit gleicher Anmut ihre kleinen Opfergaben nach den Tempeln zu tragen wissen und ebenso fromm hier beten können, wie ihre wunderbaren, schönen Mütter! Zu mir kamen Kinder von fünf, sechs Jahren ohne Begleitung, von ihren Eltern wegen irgend eines Leidens geschickt, und immer wieder bewunderte ich ihr grenzenloses Vertrauen und ihr tapferes Betragen. Mit den balischen Kindern vor Augen mußte ich oft voll Bitterkeit an unsere eigene, unter der Devise: *Ο μὴ δαρεὶς ἄνδρωπος οὔ παιδεύεταί* * verblutete Jugend denken und es dem lieben Gott mal wieder verübeln, nicht als Balier auf diese Welt gekommen zu sein.

Ferner darf der Mensch auf Bali nicht zu heftig nach etwas verlangen, sonst folgt seine Seele seinen Gedanken und er selbst bleibt unbeseelt zurück. Wenn jemand unzufrieden ist, fühlt sich seine Seele ebenfalls nicht wohl und flieht hinweg. Dies versucht sie auch, wenn der Körper unter Mangel und anderen schlechten Lebensbedingungen leidet. Aus einem kranken oder altersschwachen Körper entweht die Seele langsam, von einem toten hat sie sich vollständig getrennt, von einem schlafenden für die Zeit des Schlafes.

Mit Tieren und Pflanzen spricht der Balier wie mit Menschen, und wenn sie nicht auf seine Gedanken eingehen, so entschuldigt er sie, daß ihr Seelenstoff augenblicklich zu wenig konzentriert anwesend ist. Ein Jüngling, der die Zuckerpalme erklimmt, um ihren Saft zu zapfen, umarmt den Stamm zuvor als seine Braut und redet so zu ihr; wenn der Saft in seinen Bambusköcher strömt, spricht er wie zu einer Mutter, aus deren von Nahrung überfließenden Brüsten er sich als Kind nährt.

Die Frau auf Bali kann in manchen Dorfgenossenschaften selbst Mitglied sein mit allen Rechten eines Mannes. Sie kann eine hochgeachtete Priesterin oder Ärztin sein; sie bildet ihre eigenen Vereinigungen. Ein unverheirateter Mann ist auf Bali ein Wesen ohne jedes gesellschaftliche Recht. Der ganze Handel, auch der mit den

* Der nicht geschundene Mensch gedeiht nicht.

schlauen Chinesen und betrügerischen Arabern, ist in Frauenhand, ebenso der größte Teil des Geldwesens.

Die balische Frau zeigt ohne Leichtsinn, ohne Heimlichkeiten in ihrem freien unschuldigen Blick den edlen Stolz auf das Recht ihrer Natur. Wie im ganzen Tierreiche ist hier die Koketterie, soweit sie überhaupt vorhanden ist, eine Eigenschaft des männlichen Geschlechtes. Der Mann trägt auf Bali Blumen im Haar, sein Sarong ist voll bunter Farben, er sorgt eitel besonders für sein langes gelocktes Haar oder die Adligen für ihre langen Nägel an der linken Hand. Er trägt mehr Zierat, flaniert auf dem Wege, um sich zu zeigen und Gefallen zu erwecken. Er wagt es nicht, nach einer vorbeigehenden Frau zu sehen, er darf den Duft eines vorbeischreitenden Mädchens nicht einatmen, er darf erst nach zwei Stunden dort sich niedersetzen, wo eine Frau geruht hat.

Nur eine reine Frau darf ihren Oberkörper entblößt tragen. Es ist das Zeichen einer Prostituierten, wenn sie eine Jacke trägt.

Ohne Zweifel wählt auf Bali das Weib den Mann. Es ist sicherlich physiologisch richtig, wenn der Frau mit ihrem feineren Instinkte für das Wohlergehen der Nachkommenschaft die aktive Auslese gelassen ist.

Die Form der Eheschließung auf Bali scheint dem zu widersprechen, jedoch nur äußerlich. Stets erscheinen in der Öffentlichkeit beide Geschlechter streng voneinander geschieden. Beim Spiel und Tanz oder Theater sind die Mitwirkenden nur Männer oder nur Frauen, die Zuschauer zwei Gruppen, hier die weiblichen, dort die männlichen. Die Mädchen halten sich von klein auf zu den Müttern, die Knaben zu den Vätern. Die einzige große Gelegenheit, bei der alles aus dem Dorfe in froher Festesstimmung gemeinsam an die leichte und zierliche Arbeit geht, ist das Schneiden des reifen Reises. Aber zuvor hat sich in der weichen Schwüle eines nächtlichen Tempelfestes, in der Dämmerung eines einsamen Morgens, wo das Mädchen den ersten Strahl aus dem Brunnen auffangen will und der Jüngling vor dem Haustore die Sonne erwartet, die erste Gelegenheit zu einem verstehenden Blick oder ermutigenden Wort gefunden.

Bei der festlichen Ernte finden die Liebenden dann reichlich Gelegenheit, miteinander zu sprechen und einen Tag oder meist eine Nacht für die Entführung, wodurch eine Ehe für geschlossen gilt, festzusetzen. Jedes zieht heimlich seine Eltern ins Vertrauen und erbittet ihre Hilfe. Heimlich erfährt auch das ganze Dorf, in dem das Mädchen wohnt, die Stunde der Entführung. Daher ertönen die Schläge der Dorfglocke, die alle Einwohner verpflichtet, den Flüchtenden nachzusetzen, um die Entführte den Eltern zurückzubringen und den verwegenen Mädchenräuber zu töten, erst einige Zeit nachdem der Entführer mit der Braut auf seinem Pferde davon galoppiert ist.

Einige Wochen darnach findet ein Hochzeitsmahl statt und Tempelfestlichkeiten, deren Kosten der Bräutigam bestreitet.
Findet die Entführung gegen den Willen oder ohne Wissen der Eltern statt, so helfen sich die Verliebten auf andere Weise. Der Jüngling wählt einen Vertrauten, der dem Mädchen die Stunde und Art der Entführung mitteilt. Nach geglückter Tat sendet er zwei oder vier Vermittler zu den Eltern der Braut, um sie über das Los ihrer Tochter zu beruhigen und ihnen den Namen ihres Schwiegersohnes mitzuteilen. Die Eltern übermitteln die Botschaft dem Dorfältesten, der sie allgemein im Dorfe bekannt macht. Solange diese Mitteilung an die Eltern des Mädchens nicht stattgefunden hat, dürfen ihre Verwandten sie zurückrauben, falls sie das junge Paar auf dem großen Wege oder außerhalb des Hofes des Bräutigams oder seiner Angehörigen, wo es sicher geborgen ist, antreffen. Haben die Eltern wider Erwarten nichts gegen die Heirat, so überbringt einer der Vermittler dem jungen Paare die Einladung, noch an demselben Abend oder drei Tage später im Elternhause zu erscheinen, um Verzeihung zu erbitten. Oft läßt die Einwilligung der Eltern auf sich warten. Dann muß das Paar so lange in der Wohnung der Verwandten des Bräutigams sich verborgen halten. Freunde und Bekannte kommen es besuchen, bringen Reis, Früchte und Süßigkeiten und sorgen so für Unterhalt und Trost. Zuweilen verweigern die Eltern ihre Zustimmung. Dann kann nur eine Sühnegabe ihren Zorn besänftigen. Ist der Bräutigam zu arm, um die erforderliche Summe bezahlen zu können, so kann er sie durch Dienen als Knecht bei seinem Schwiegervater einlösen.

MARKT IN BANGLI

Schon vor Sonnenaufgang erfüllt ein merkwürdiges Leben das kleine Gebirgsdorf. In Bangli, dem Hauptdorfe des gleichnamigen Reiches in Südbali, ist heute Markttag. Auf dem Dorfplatze sah ich überall Gruppen von Mädchen und Frauen zum Vorschein kommen, alle mit schweren Lasten auf dem Kopfe, mit Körben voll Früchten und Gemüse. Hinter jeder Gruppe schlossen sich einige Männer an. Nachdem alle im Haustempel geopfert und gebetet hatten, um eine gute Heimkehr zu erflehen, brach man in der Richtung nach Bangli auf.
Es war noch dunkel. Darum hatten einige Männer getrocknete Bananenstämme angezündet und schwangen diese in großen Kreisen. Dieser und jener sang noch dabei, eine kurze, ergreifende Melodie, ein echtes „De profundis“. Vielleicht schweiften noch Butas im Dunkel herum, vor denen man sich schützen mußte. Diese Fackeln und der Sang sind nicht nur seltsam schön, sondern auch praktisch. Die harzige Flamme des Bananenstammes wehrt die Stiche der Mücken, die die

Malaria bringen, ab und ihr heller Schein und lautes Knistern verjagt das Gewürm, das am Wege sich verbirgt, oder vertreibt sogar den blutdürstigen Tiger, der im Gebüsch lauert; und der Gesang hält die schwarzen Gedanken fern, die im Dunkel der Nacht Besitz vom Menschenherzen ergreifen wollen.

Das ganze Dorf schien heute nach Bangli auszuwandern. Stets wieder neue Gruppen kamen zum Vorschein und tauchten im Dunkel des großen Weges unter. Die Männer trugen an starkem Bambus festgebundene fette Schweine, andere wieder große Körbe mit Fechthähnen, aber die meisten von ihnen trugen nur die umfängliche, geflochtene Sirihtasche, einen langen Kris, und die jüngeren noch eine dunkelrote Schuhblume* hinter dem Ohr oder eine große gelbschwarze Orchidee. Nur die Alten und die jüngsten Kinder blieben zu Hause. Für mich war es auch Zeit geworden, mich auf den Weg zu begeben. Der Abschied aus dem Dörfchen fiel mir schwer. Nichts menschlich Innigeres sieht man, als wenn in aller Stille hier auf den schattigen balischen Höfen und Wegen das absterbende mit dem aufblühenden Leben sich spielend die Hände reicht; alles Hausgetier erfreut sich dabei und spielt mit.

Neben dem mächtigen Gunung Agung begann die Sonne emporzusteigen. Die Gruppe, mit der ich lief, machte an einem offenen Häuschen Halt, einem Imbißzelte, aus dem uns die frische Jugend eines jungen Mädchens entgegenlachte.

Die Männer tranken ein Schälchen Kaffee und steckten darnach eine winzige Zigarette an, die Frauen begannen an einem Stück Zuckerrohr zu beißen, die älteren wickelten sich einen Sirihpriem. Große leuchtende Tautropfen hingen an Blättern und Halmen. Sinnend sahen die Menschen in den kommenden Tag. Hier in diesen Tautropfen spiegelte sich alle Lichtheit des jungen Morgens und auch, noch dunkel, die Schatten der Nacht. Eine Welt spiegelte sich darin wie in den glänzenden Augen der Menschen auf dieser glücklichen Insel. Kein Wunder, daß die balischen Seelen diese Tautropfen benutzen, um aus dem Jenseits wieder auf ihre geliebte Insel hinabzusteigen, um sich hier in dem Körper eines gerade Neugeborenen zu inkarnieren.

Nach einer scharfen Biegung des Weges schimmerte uns in der Ferne der Ozean entgegen und vor uns ausgestreckt lag fast ganz Südbali. Auf dem sanft sich neigenden Wege hatten wir bereits zwei Stunden nach Sonnenaufgang Bangli erreicht.

Auf dem breiten Hauptweg von Bangli lachten und winkten unter den hochragenden Palmen die bereits vor den Hauspforten spielenden Kinder, und aus den bei aller Einfachheit wieder so monumentalen Pforten traten Frauen mit großem Schritt, gefüllte und leere Körbe auf dem Kopfe tragend, um zu verkaufen und zu kaufen.

* Der malaiische Name dafür ist Kembang spatu.

Schnell hatten wir den weiten Marktplatz erreicht. Er war damals noch ungeschändet von europäischer Zivilisation und Hygiene. Kokospalmen und zierliche Pinangs wuchsen dort, und wo diese nicht genügend Schatten gaben, hatten die Frauen Matten gespannt oder gebrauchten große aus Blättern geflochtene Schirme. Jeder Handelsartikel hatte seinen festen Platz. Ganz vorn hatten sich die Verkäuferinnen von zubereiteten Speisen niedergelassen. Für einige Kepengs genoß man ein reiches Mahl: Auf einem soeben gepflückten Bananenblatt lag eine Portion von trocken gekochtem Reis, umkränzt von einer großen Anzahl vielfarbiger Zuspeisen, Fleisch, Fisch und Gemüse, ein wahres Hors d'œuvre. Ein unmittelbar in der Nähe hängendes, noch heißes, knusperig geröstetes Spanferkel war schnell verschwunden und wurde durch ein anderes ersetzt. Darnach trank man einen Schluck Palmwein, aus schön verzierten Bambusköchern oder chinesischen Gendis, und zwar auf sehr hygienische Weise. Diese Köcher und Gendis sind nämlich außerordentlich praktisch verschlossen. Ein Stöpsel, in Gestalt eines Vogels oder eines anderen Tieres, zeigt an seiner Unterkante, das heißt dem Schnabel zum Beispiel, eine schmale Rinne, woraus man aus einiger Höhe das Getränk in den Mund fließen läßt, so daß das Trinkgefäß nie mit den Lippen des Trinkenden in Berührung kommt. So kann eine ganze Marktbevölkerung aus einem Gendi trinken ohne Gefahr einer Ansteckung.

Wünscht man nach diesem balischen Mahle noch einen Nachtisch, so findet man einige Schritte weiter schnell eine reiche Auswahl süßen Gebäckes und sogleich daneben die herrlichsten Früchte.

Daran schließen sich die Gemüsehändlerinnen an; noch etwas weiter riecht es scharf, wo man getrocknete kleine Salzfische anbietet.

Der Geflügel- und Ferkelmarkt bildet einen besonderen Teil. Die Verkäuferinnen von Sarongs, Farben und irdernen Küchengerätschaften haben sich mit einem kleinen Winkel zufrieden gegeben.

Um elf Uhr am Vormittag hat das Leben auf dem Markte seinen Höhepunkt erreicht. Hunderte Frauen und Mädchen sitzen hinter ihren reichen und farbenprächtigen Auslagen auf niedrigen dreifüßigen hölzernen Schemeln, hunderte andere sieht man mit großen Körben auf den Köpfen geräuschlos sich zwischen all diesen Gruppen fortbewegen. Das ganze Leben bewegt sich in einem Rhythmus und einer heiteren Ruhe, wie sie nur die Kultur dieses Ostens hervorbringen kann. Hier spürt man nichts von dem widerlichen Lärm, der westasiatische und europäische Handelsvölker oft kennzeichnet. Unbehindert scheint jedes seinen Weg hier zu finden. Kein Gedränge oder Gewühl. Gekauft und verkauft wird unter wenigen Worten. Man hört kein Bieten und Feilschen. Scheint der Käuferin der Preis zu hoch, so geht sie weiter. Ist man handelseinig, so sieht man

Geld und Ware mit einer Bewegung ausgetauscht. Kein Aussuchen oder Untersuchen dessen, was man kauft. Man weiß von einander, daß man nicht betrogen wird.

Welch einen Reichtum an Kompositionen schenkt das rhythmisch wogende Leben unter den mächtig sich breitenden Palmkronen vor dem tiefen Hintergrund der abgrenzenden Dorfmauern oder dem labyrinthischen Wurzelgeflecht und den Arkaden der Luftwurzeln und Äste einer Waringin! Mit welch einer Farbenwärme schmiegt sich das Licht auf den saftigen Tönen des verschiedenen Grüns, den braunschwarzen Stämmen, dem hellen Ocker der Menschen und ihrer stets harmonisierenden bunten Kleidung! Jede Auslage mit ihren sorgsam geordneten Waren bildet für sich selbst ein meisterliches Farbenstilleben.

Aber dies alles wird kaum gewahr. Welch ein Geist hat diese Körper gebaut und leitet ihre vollendeten Bewegungen? Fürwahr, sie scheinen aus Basalt gehauen. Nichts ist grob, plump oder ungeschickt; jedes Glied, jede Haltung, jede Bewegung ist Adel und Anmut. Über der Fülle weiblicher Form liegt der Schleier reinster Keuschheit. Eine samtne Haut, durch die die grazile Kraft des Skelettes hindurchschimmert, umhüllt das Spiel funktionell untadliger Muskeln.

Gruppen bilden sich beim Kaufen, an einem Imbißtäfelchen, oder dort, wo man einander hilft, eine Last auf den Kopf zu setzen, in unübertrefflicher, natürlichster Schönheit.

Unempfindlich für die Hitze des Mittags, vergessen aller Müdigkeit, sieht man, gegen einen Baumstamm gelehnt und sich halb verbergend, aus Furcht, die Harmonie zu stören, voll Bewunderung nach dem stets wechselnden und stets gleich schön bleibenden Bild.

Allein und abseits sitzt ein balischer Landmann, hinter sich im Korbe seinen Fechthahn, der heute seinen ersten Probekampf bestehen muß.

Ein Hahnengefechthaus hat etwas von einem Tempel. Bei näherem Studium fand ich es daher nicht verwunderlich, daß die von den pharisäerhaften Europäern als grausam geschmähten und verbotenen Hahnengefechte, für welche diese Gebäude an erster Stelle bestimmt sind, nicht allein diese Abneigung nicht verdienen, sondern sogar mit einigem Recht zum Gottesdienst gehören dürfen.

Sie sind Opfer an Dämonen. Dämonen schweifen überall auf Bali umher und trachten, den Menschen Böses zuzufügen, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit ihre Opfer erhalten. In unseren religiösen Zeiten kannte man diese Dämonen ebenfalls gut, nur versetzte man sie als stetige Bewohner in die menschliche Seele, wo man sich stets fürchtete, sie aus ihrem Schlafzustande wach zu rufen. Der religiöse Mensch kennzeichnet sich eben dadurch, daß er besser weiß, wie es in seiner Seele aussieht.

Man opfert bei einem balischen Hahnengefecht einen Dämonen, der die ewige Fechtlust und dumme Arroganz des Hahnes zum Symbol hat. Der zweite, sein Bruder und Freund, hat als Symbol den silbernen Taler; dessen Wesen ist die schnöde Gewinnsucht, die eigenes und fremdes Glück gefühllos opfert. In moderner europäischer Sprache wären es also die Dämonen des Militarismus und des Kapitalismus in ihrer mordenden Form.

Die Hahnengefechte beginnen jetzt als unsittlich zu gelten, und die Balier sind darüber betrübt. Wenn den Dämonen nicht mehr regelmäßig diese kleinen Opfer gebracht werden dürfen — so denken alte Weise unter ihnen — so werden jene uns einmal plötzlich großes Unheil verursachen.

Warum führt man diese Hahnengefechte nicht in Europa ein, um zukünftige Kriege zu verhindern? Es würde nur Hahnenleben kosten.

Einmal sah ich auf dem Wege, der an meinem Hospital vorbeiführte, jeden Tag zu bestimmter Stunde am Morgen und Nachmittag einen besonders großen alten Hahn langsam und würdig vorbeistolzieren. Er hatte nur noch ein Auge und einen winzigen Rest seines Kammes, auch zeigte ein Flügel Reste einer alten Lähmung. Alles Hühnervolk machte ehrerbietig vor ihm Platz. Ich frug nach der Lebensgeschichte dieses Hahnes und erfuhr, daß er zehn Jahre lang stets siegreich für seinen Herrn gefochten hätte und nunmehr wohlverdient seine Pension genösse, gerade wie ein alter tapferer General. In vieler Beziehung hatte er es vielleicht besser. Ich sah noch, wie er mit großer Hingabe zweimal am Tage gebadet wurde, wie man für ihn die besten Maiskörner aussuchte und ihn darnach zum Spaziergang wegschickte, um ihn vor dem Zipperlein zu behüten.

Ich kehre zum Markt zurück. Eine alte Frau, die unter ihrem Sonnenschirm Tabak und die Bestandteile für einen Sirihpriem ordnet, fängt meinen Blick auf. Ihr dünnes graues Haar, ihre verschrumpelte Haut und ihre vertrockneten Brüste nehmen ihr nichts von ihrer Schönheit, ihrer östlichen Vornehmheit und ihrer weiblichen Anmut. Eine unbeschreibliche Güte spiegelt sich in den feinen Zügen des runzeligen Gesichtes. Mit stiller natürlicher Vornehmheit reicht sie Jedem ihre winzige Ware. Sie erkennt mich. Ich habe einmal mit etwas Aspirin ihr Kopfweh gemindert. Ich muß eine Handvoll ihrer besten Zigaretten annehmen, so herzlich angeboten, daß ich gerne annehme. Aus dem Herzen entsprießt hier jede Höflichkeit, sie wird nicht eingegeben von persönlichem Vorteil. Höflichkeit ist Nächstenliebe auf Bali, Achtung vor der Seele des Mitmenschen. Diese Achtung erschafft das Vertrauen in das primäre Gutsein des Menschen. Die bösen Geister schweifen auf Bali draußen herum; um ein guter Mensch zu bleiben, hat man nur nötig, sie aus seiner Umgebung fernzuhalten.

Es war noch früh am Nachmittag, als ich aus dem Biwak, wo meine ärztlichen

Pflichten mich einige Zeit festgehalten hatten, nach dem Markt zurückkehrte und sah, wie man sich bereits anschickte, heimzukehren. Man hastete sich, um noch vor Nachtanbruch zu Hause zu sein. Nicht allein die Furcht vor dem Dunkel, sondern auch Verlangen nach ihrem Dorfe trieb die Menschen hinweg.
Niemand hängt stärker an seinem Geburtsplatze wie der Balier. Alle Dewas, das sind gute Geister, die sich eine menschliche Seele zum zeitweiligen Aufenthaltsorte wählen und mit deren Hilfe allein der Mensch zu guter und fruchtbringender Tat imstande ist, können diese Seelen nur dort wiederfinden, wo sie als Tautropfen vom Himmel herabgestiegen ist.
Einmal von einem Spaziergang heimkehrend, traf ich in dem ungefähr 15 Kilometer südlicher gelegenen Gjanjar einige Leute aus Bangli trübsinnig am Wege sitzend. Sie waren hierher für acht Tage verbannt, als Strafe dafür, daß sie vergessen hatten, am neuen Regierungswege zu arbeiten. „Ausland-Elend" heißt es wohl bei uns.
Heiter aber zogen Männer und Frauen vom Markte heimwärts in ihre Dörfer.

BEHANDLUNG VON KRIEGSGEFANGENEN BEI DEN BALIERN

Im Jahre 1894 mißglückte eine von Batavia aus unternommene militärische Expedition gegen die Insel Lombok, die in ihrem westlichen Teil von Baliern bewohnt ist. Der Rest einer Kompagnie mit einigen europäischen Offizieren wurde nach tapferer Gegenwehr von den Baliern gefangen genommen. Aus ihrem letzten Bollwerk, einem zur Festung umgeschaffenen Tempelhof, wo man ihnen die Waffen abnimmt, führt man die Gefangenen nach dem Palaste des Fürsten, eine halbe Stunde Wegs. Neugierig schauen die bewaffneten Balier, die die Straße füllen, auf die Vorbeischreitenden; kein kränkendes Word wird gehört, keine Hand beleidigend aufgehoben. Schweigend sieht man ihnen nach, nur ein Wort des Mitleids für die Verwundeten spricht man zueinander.
Auf dem großen Marktplatz vor dem Palaste angelangt, müssen die Gefangenen warten, bis der Fürst erscheint. Auf dessen Befehl erhalten sie Erfrischungen, die Offiziere ausgesuchte Früchte, die Soldaten weißen Reis und kühles Wasser. Nach sechs Tagen sendet man die Unglücklichen an die Küste zu ihren Landsleuten, wo Schiffe ihrer warten, um sie nach Java zurückzubringen. —
Im Jahre 1906 marschierten europäische Truppen gegen das kleine Reich Tabanan auf Südbali. Von der Hoffnungslosigkeit eines Widerstandes überzeugt und in dem Wunsche, unnötiges Blutvergießen zu vermeiden, geht der Fürst dieses

Reiches mit geringem Gefolge den Truppen entgegen und versucht mit dem Kommandeur zu unterhandeln. Als dieses mißglückt, will er nach seinem Palaste zurückkehren. Da nimmt man ihn gefangen und führt ihn nach Den Pasar, zwei Stunden südlich, wo der Regierungskommissarius, der viele Jahre auf Bali Gastfreundschaft genossen hatte, über sein Los entscheiden soll. Hier angekommen, bittet der Fürst um die Gnade, auf Bali weiterleben zu dürfen. Der Kommissarius beschließt, ihn nach Lombok zu verbannen, und sperrt ihn zusammen mit seinem noch kindlichen Sohne in einen engen, von hohen Mauern umgebenen Raum, um den starke Wachen gestellt werden. Essen und Trinken vergißt man den Gefangenen zu geben, ebenso ein Licht für die Nacht. Den scharfen Kris hat man ihnen abgenommen. Am andern Morgen findet man den alten Fürsten verblutet aus einer zerfetzten Wunde am Hals, die er sich mit einem stumpfen Stückchen Eisen, als Sirihstampfer vorher gebraucht, beigebracht hat. Sein Sohn hat sich mit Opium vergiftet, das man vergessen hatte, dem Fürsten abzunehmen, und liegt neben ihm.

Im Jahre 1916 befand ich mich in einem Kriegsgefangenenlager in einer Hauptstadt Europas. In unmittelbarer Nähe brachten Vorortzüge die Schulkinder an freien Tagen nach ihren Spielplätzen draußen. Bei dem erwarteten Anblick der Gefangenen drängten sich die haßverzerrten Gesichter, auch die kleinsten, an die Fenster und unter Leitung ihrer meist weiblichen Lehrer lallten sie Schimpfworte und Drohungen gegen die Unglücklichen, die in Wahnsinn und Hunger sich fortschleppten.

DER UNTERGANG DER LETZTEN FÜRSTEN

Bali war ein reiches, glückliches Land.

Im Mai 1904 strandet an der Südküste der Insel ein kleines Segelschiff, das einem Chinesen aus Borneo gehört, und zerschellt in der Brandung. Von der Ladung wird einiges an's Land gespült und von den Strandbewohnern aufgelesen. Der Chinese — man nennt sein Volk hier im Archipel die Juden des Ostens — klagt bitter über den Verlust von all seinem Hab und Gut, worunter sich auch eine Kiste mit 2000 Silberdollar befunden haben soll. Die Balier schwören, kein Geld am Strande gefunden zu haben. Man verlangt Genugtuung von dem Fürsten, in dessen Reich der „Strandraub" stattgefunden hat. Dieser weigert sich und ersucht um Verhandlung und Entscheidung vor dem Gerichtshof der Kerta's. Man blockiert seine Küste und erklärt ihm und den anderen Fürsten, mit ihm im Bunde, den Krieg. Von Surabaja, dem größten Handelsplatze Javas, schiffen sich im Herbst 1906 einige tausend Mann europäischer Truppen unter großer Begeisterung des Publikums zum Kreuzzuge gegen Bali ein.

Kriegsschiffe sind ihnen voraus und schleudern von hoher See aus schwere Granaten in die unter den Palmen verborgenen dichtbevölkerten Dörfer. Nach den Regeln der Kriegskunst landet man und rückt inseleinwärts.

Einige vergebliche Lanzengefechte belehren die Balier von der Nutzlosigkeit eines Widerstandes gegen moderne europäische Bewaffnung, und sie begeben sich auf ihre Reisfelder, um die unterbrochene Arbeit fortzusetzen. Den Truppen wird willig alles gegeben, was sie verlangen.

Die Fürsten mit ihrer Familie aber, ihren Dienern und allen, die von ihnen Besoldungen, Gehälter oder Unterhalt beziehen, sind entschlossen zu sterben und bereiten sich seit Tagen in Gebeten auf den Puputan, das heißt das Ende, vor.*

Die Truppen nähern sich auf dem breiten, von Mauern rechts und links geschlossenen Wege.

Vom Palaste des Fürsten aus sieht man sie anrücken. Einige alte Frauen und die Kranken, die nicht gehen können, sind mit dem Dolche erstochen. Aus dem Palast schießen Flammen. Heraus tritt ein seltsamer Zug.

Männer in glänzenden Gewändern, rot und schwarz, mit langwallendem Haar, unbedeckt, in dem Gürtel lange goldene, juwelenfunkelnde Kris'. In ihrer Mitte festlich geschmückte Frauen, Blumen im Haar, neben ihnen Hunderte von Kindern. Alle tragen den weißen Mantel der dem Tode sich Weihenden. Als letzter erscheint der Fürst, auf einem goldenen Stuhl, der von vier Männern getragen wird.

Lautlos und langsam bewegt sich der Zug den Truppen entgegen.

Etwa 100 Schritt vor ihnen hält er plötzlich an, der Fürst steigt aus seinem Tragstuhl, den die Träger vorsichtig niedergesetzt haben. Ein Schuß aus einem alten Bronzerohr, das explodiert und den Kanonier in Stücke reißt, gibt das Zeichen, und mit erhobenen Lanzen und gezückten Kris' stürzt alles in das Schnellfeuer der Repetiergewehre. Die Artillerie feuert ihre Schrapnells in den dichten Menschenhaufen. Die Leichen stapeln sich auf und hindern neue Scharen, die aus dem Palaste treten. Voll Grauen schweigt das Feuer der Truppen. Da sieht man einen Mann im Priestergewand mit eisiger Sicherheit den hochgeschwungenen Kris in die Brust

* Der Puputan der hindujavanischen Balifürsten gleicht sehr einer Sitte, die vor der Ankunft der Portugiesen in Malabar herrschte. Hier stellte man sich gegen Bezahlung einer Abgabe unter den Schutz eines vornehmen und mächtigen Mannes der Nairkaste, der alle Bürgschaft für das Wohl und Wehe seiner Schützlinge auf sich nahm. Falls diese von irgend jemand belästigt oder beschimpft wurden, schwur der betreffende Nair, mit seinem ganzen Geschlechte sich dem Tode zu weihen, um den Schimpf zu rächen, dem Beleidiger aber Schande und Unglück in der Zukunft heraufzubeschwören. Die Leute, die sich und andere unter Beachtung eines mystischen Zeremonielles dem Tode weihten, wurden „amoncos" genannt. (Siehe Conto, Diogo De, Da Asia, Dec. IV Lib. 7. c. 14 (S. 211). Einzelheiten über die letzten balischen Puputans und Ausführliches über die Geschichte Balis seit Erscheinen der Europäer findet man in der holländischen Literatur.

von Männern und Frauen stoßen, die sich um ihn drängen. Er wird niedergeschossen, ein anderer übernimmt sein Amt. Verwundete erstechen sich selbst oder erweisen Sterbenden diesen Dienst, die, von Granaten zerrissen, es nicht mehr selbst können. Neue Massen kommen näher, singend, stürzen vor und fallen.
Die Soldaten zögern weiter zu schießen. Da werfen ihnen Frauen einen Regen von Goldstücken entgegen: „Hier habt ihr das Gold, wofür ihr kamt". Sie weisen auf ihre Brust, um dorthin getroffen zu werden.
Der Weg zum brennenden Palaste des Fürsten ist frei. Tote und Röchelnde machen ihn unbequem. Man hört ein leises Wimmern: ein Säugling, der mit zerschmetterten Ärmchen neben seiner sterbenden Mutter liegt, die sich nicht entwaffnen läßt. Dort saugt ein Kind an der Brust einer Frau mit gespaltenem Schädel. Ein Knabe von zwölf Jahren mit zerrissener Brust stößt den Trunk Wasser weg, den ein Soldat ihm reicht, und bittet um den Gnadenstoß.
Der europäische Regierungsbeamte, der oft der Gast des Fürsten gewesen ist, sucht hastig und erkennt schnell in dem Berg von Leichen die des Fürsten.
Ein christlicher Priester, der für das Seelenheil der Truppen sorgt, wendet voll Abscheu über den heidnischen Wahnsinn seine Blicke hinweg und flieht von dem Orte dieses Sterbens.
Ein Atjeher*, wegen Mord gestraft und als Zwangsarbeiter und Träger bei der Truppe, ruft verächtlich: „Wir wären anders gestorben".
Der Chinese aus Borneo, der Eigentümer des gestrandeten Schiffes, weinte bitterlich, als er die Folgen seiner Habgier sah.
Das balische Volk aber arbeitete auf seinen Reisfeldern: „Die Götter haben es so gewollt".

TEMPELFESTE

Fünf Minuten etwa, bevor man von Süden das Dorf Bangli auf Südbali betritt, steht rechts vom Wege in freier Umgebung einer der gewaltigen Waringinbäume, an denen Bali so reich ist, ein lebendes Museum für den Naturforscher, für den Künstler reich an monumentaler Ornamentik. In meinen freien Stunden saß ich häufig auf dem gegenüberliegenden Hügel, von dem ich die größere Hälfte des Baumwaldes übersehen konnte. Nicht selten setzte sich ein des Weges kommender Balier zu mir und wir schauten dann zusammen nach dem Baum. Mein stiller Gesellschafter stand gewöhnlich nach einiger Zeit zuerst auf; halb vorsichtig, halb ängstlich trat er zwischen den Ästen und Luftwurzeln hindurch, um einige Sirih-

* Atjeh, Gebiet im Norden Sumatra's, dessen Bewohner, tapfer und freiheitsliebend, aber auch fanatische Muhamedaner, mehrere Jahrzehnte lang einen blutigen Kleinkrieg gegen die europäische Regierung führten.

blätter, ein Teilchen seines Mundvorrates oder eine soeben gepflückte Blume in das kleine Altarhaus zu legen, das im Innern des Baumes errichtet war. Es sollte ein Ehrfurchtsopfer für den Geist des Baumes sein, dessen Leben sich so viel mächtiger offenbarte als das eines kurzdauernden menschlichen Daseins, so daß man ihm göttliche Ehre schuldig zu sein glaubte. Und wenn ich nun ein Teilchen eines der Millionen Blätter dieses Baumes mit meiner Nadel zerrupfte und unter die stärksten Vergrößerungen meines Mikroskops legte, um in den Strömungen des lebenden Zellprotoplasmas vor dem rätselhaften Anfang alles Lebens hilflos halt zu machen, so schien mir die Verehrung dieses Lebens von seiten des Baliers, der den ganzen Baum, sein jahrhundertelanges, unerklärtes Wachsen, seine Riesenhaftigkeit, das tausendfältige Leben, das sich in und unter ihm barg, als Symbol anschaute, wahrhaft lebensvoller.

Religion ist auf Bali überall. Sie ist hier das Fundament aller Pflichten und Freuden der Menschen. Sie läßt alle Gesetze vom Himmel auf die Erde niedersteigen. Sie läßt nichts und niemand sich jemals einsam fühlen. Jede Pflicht ist göttlich, jeder Platz heilig, jede Stunde geheiligt, alles Äußere, jede Äußerlichkeit geistig mit dem Innerlichen verbunden.

Kein Berg oder Hügel, kein Meeresstrand, kein See und Fluß, kein Wald oder großer Baum, kein Dorf, kein Abbau, kein Palast und Bauernhof, kein Verbrennungs- oder Begräbnisplatz ohne Tempel, der jederzeit geöffnet und für jeden zugänglich, wo das Dach ein ewig strahlender Himmel ist, wo Bäume ewig Blumen streuen und wo in dem Geäst der sanfte Wind ewig erhabene Akkorde ertönen läßt.

Kein Landmann, der nicht das beste Stück seines Hofes für seinen Haustempel abgrenzt. Hier pflanzt er die schönsten Bäume und Blumen, in deren Schatten baut er hölzerne oder steinerne Opferaltäre für die Götter, die er sich erwählt und denen er vertraut. Glaubt er in der Wahl eines Gottes nicht glücklich gewesen zu sein, sind seine Gebete nie erhört, reiche Opfergaben ohne Erfolg gewesen, dann stürzt er wohl zuweilen in bitterer Enttäuschung einen Altar um und baut einen neuen für eine andere Gottheit.

Das erste Werk einer neuen Dorfgenossenschaft, einer Subak oder jeder anderen Vereinigung ist der Bau eines Tempels für die Gottheit, unter deren Schutz das neue Unternehmen sich gestellt hat. Kein Ereignis, wie unbedeutend auch in dem Leben der umringenden Natur und des Menschen, von seiner Geburt bis zu seinem Tode und noch darüber hinaus, entbehrt göttlichen Einflusses und göttlicher Leitung.

Weil dem balischen Volke seine Religion lebendigster Besitz ist, kann es sich gestatten, anderen Glaubensbekenntnissen gegenüber vollkommen tolerant zu sein.

Wo auf Bali Muhammedaner sich niederlassen, können diese ungestört ihrem Gottesdienst leben. Man gestattet ihnen den Zutritt zu allen Vereinigungen und stellt sie auf ihren Wunsch frei von der Teilnahme an den Diensten und Festen der balischen Götter. Auch den christlichen Missionen ist stets höflich und freundlich begegnet worden.

Aus demselben Grunde ist es bisher auch nicht geglückt, die Balier zu einem „besseren Glauben" zu bekehren. Den Muhammedanern gelang es nur dann und wann, einen einzelnen so weit von der Allmacht ihres Gottes zu überzeugen, daß er zur Probe auch dem Dewa Allah in seinem Haustempel einen Opferaltar errichtete. Zuweilen verleitete die Liebe einen balischen Jüngling, zusammen mit dem einer muhamedanischen Familie entsprossenen Objekt seiner Anbetung die Lehre des Propheten als Mitgift zu empfangen. Unser Christentum aber hat seine Bekehrungspläne mit einer Tragödie beschließen müssen, die wegen ihrer komischen Momente hier erzählt sei:

Im Jahre 1866 sendet man aus Utrecht einen protestantischen Missionar nach Bali. Es war ein tüchtiger Mann, der Bali sechzehn Jahre lang studierte und ausgezeichnete Skizzen über die Sprache und Sitten des Volkes schrieb. Wer könnte es ihm übel nehmen, daß er dieses Göttereiland lieben lernte und jedes gute Mittel benutzte, um möglichst lange in dem Genusse dieser Liebe zu bleiben. Er berichtete also alljährlich getreu über den Erfolg seiner Arbeit — und taufte in sechzehn langen Jahren einen einzigen Balier, dem er den Namen Nikodemus gab. Nikodemus ließ sich dies wohlgefallen, da er seinen Meister und dessen Studien unterhaltend fand.

Da man jedoch in Utrecht baldigst fürchtete, der tüchtige Missionar könnte bei der zunehmenden Ausbreitung des Christentums auf Bali die erhabene Arbeit nicht mehr allein bewältigen, so schickte man ihm noch zwei Kollegen zur Hilfe. Einer von diesen, ein übrigens braver Mensch, war so blind, Bali nicht zu erkennen und nahm seinen Beruf auch hier bitter ernst.

Da jedoch kein zweiter Balier sich mehr taufen lassen wollte, mußten nun alle Glaubenswahrheiten an dem ersten und einzigen verwirklicht werden. Zu seinem Entsetzen hörte dieser Unselige täglich, wie fluchwürdig und gottlos das Leben seiner Landsgenossen wäre, wie nichtswürdig ihre Feste und Tänze, wie trübe ihre Liebe, wie häßlich ihr Götzentempel und wie schrecklich sein eigenes Los hienieden und im Jenseits, wenn er nicht aus dem Grunde seines Herzens und für allzeit allen balischen Genüssen entsage und mithelfe, seine verirrten und halstarrigen Brüder vom Heidentum zu erlösen und zum ewigen Heil zu bekehren. Grauen packt den armen Nikodemus. Vor sich sieht er stets das unerbittliche Gesicht seines Seelenhirten und außer dem Haus peinigt ihn die Entfremdung

mit seinen Landsleuten. Er wagt es nicht mehr, die von Weihrauch erfüllten Tempel zu betreten, er darf nicht mehr nach den Prozessionen der opfertragenden Mädchen blicken; der alte brave Pamangku* spricht nicht mehr mit ihm. Er flüchtet zurück in das Haus des Missionars, um hier von neuer, noch schwererer Buße zu hören. Voll Verzweiflung greift er nach dem letzten Mittel, um sich zu retten, für einen Balier fast so verzweifelt wie Selbstmord. Er verläßt sein Dorf und durchkreuzt als heimatloser Flüchtling die Insel. Bald kennt man ihn jedoch überall und der Missionar erfährt zu schnell seinen Verbleib, um ihm nicht nachsetzen zu können. Nirgends kann er, müde geworden, bleiben, immer die Furcht, beim Wenden des Kopfes seinem bösen Gewissen, dem Missionar, ins Antlitz zu sehen. Das kann er nicht mehr ertragen. Um selbst vielleicht noch leben zu können, muß der Missionar aus seiner Welt. Er dingt zwei Mörder — es waren keine Balier — und unter deren Hand stirbt jener den Märtyrertod.

Die Balier hatten kein Mitleid mit dem Anstifter dieses Mordes. Vielleicht fürchteten sie auch die Rache der christlichen Regierung. Sie lieferten den armen Nikodemus aus. Unmenschlich in einen Bambuskäfig gesperrt, wurde er durch die halbe Insel geschleppt. Um seinen Landsleuten keine Schande anzutun, erklärte er jedem, der ihn fragte, demütig, er wäre ein Orang Srani — ein Christ, kein echter Balier mehr. Gefaßt starb er den schrecklichen Tod eines Hingerichteten, dessen Seele nie durch ein Ngabèn** von dem elenden körperlosen Herumirren auf Erden erlöst werden kann.

Die holländisch-indische Regierung aber sorgte dafür, daß Utrecht nach diesen zwei Märtyrertoden seine Missionare aus Bali zurückrief.

Man ist auf Bali unerschöpflich, Gelegenheiten zum Feiern von Festen in irgend einem Tempel zu finden. Außer den Geburtstagen zahlloser Gottheiten, dem Beginn und Ende der verschiedenen Landbauperioden, außer den besonderen Ereignissen im Leben der Vereinigung, des Dorfes, des Fürsten, des Reiches oder des ganzen Eilandes sucht und findet man, falls zufällig nichts anderes die Gemüter bewegt, stets noch neue Anlässe, um einen Tempel festlich auszuschmücken. Auch wenn man stets in seinem Hause bleibt, vergeht auf Bali fast kein Tag, an dem man nicht in der Nähe oder Ferne die Klänge eines Gamelan hört. Für dieses glückliche Volk scheint das Erdenleben ein fast ununterbrochenes Fest zu sein, eine Ekstase von überströmender Freude an diesem Leben und von Dankbarkeit und Verehrung gegen die Götter, die die Schöpfer und Erhalter all dieses Lebens sind. Wie in dem unendlichen Reichtum an Bau- und Zierformen der Tempel sich die reiche und warme Seele dieses Volkes entblößt, so auch in der bewegten Pracht

* Dorfpriester, der die alltäglichen Zeremonien leitet und zugleich Tempelwächter ist.

** Leichenverbrennung.

seiner Feste. Aus der zwar köstlichen, doch immer einfachen Schlichtheit des gewöhnlichen Lebens und Arbeitens erhebt sich die rauschende Pracht und glänzende Herrlichkeit der festlichen Menge.

Vom fernhindringenden Klange des Gamelan scheinbar angelockt, sieht man aus den im dunklen Grün verborgenen Dorfgassen überall Züge von Frauen in seidenen und goldfunkelnden, straffanliegenden, schleppenden Gewändern heraustreten und in den breiten Weg zum Tempel einbiegen. Es scheinen lebendgewordene Friese des Boro Budur zu sein. Sie tragen hochragende Opfergaben auf antikbronzenen Köpfen, Opfergaben, die seltsame Symphonien von Blumen und Früchten sind; Kunstwerke, die mir oft echter und bedeutungsvoller schienen als die Tempelpforten und Steinbilder zu Ehren der Götter. Das sind keine Stilleben satten europäischen Wohlgeschmacks, sondern gleich Kirchtürmen der Gotik zum Himmel jauchzende Pyramiden, aus dem göttlich unerschöpflichen Überfluß der Erde und dem religiösen Enthusiasmus der balischen Frauen erbaut. Oft zwei Meter hoch, so schwer, daß drei Männer nötig sind, um sie vom Boden aufzuheben, scheinen sie jedes Gewicht verloren zu haben, wenn sie auf dem edlen Haupte der Balierinnen dem Tempel zustreben. Neben den verschiedensten Früchten, in unsichtbarem Bambusgerüst beieinandergehalten, bildet leuchtend gefärbtes Reisgebäck in für uns phantastischen Formen den Körper, Blumen in allen Farben und Düften die Bekrönung, gebratenes und seltsam aufgesetztes Geflügel zuweilen ein Fußornament. Im Luftzug der Bewegung spreizen sich knitternde Streifen aus gebleichten Palmblättern, oft zierlich in Figuren ausgeschnitten, umschleiern das Ganze und dunkeln und dämpfen seine glühenden Farben darunter.

Im Vorhofe des Tempels* werden die schwereren Opfergaben auf Bambusgestelle gesetzt, bis sich alle Frauen bei größeren Festen versammelt haben, oft Hunderte, um unter den lauter werdenden Klängen des Gamelan in endlos scheinendem Zuge um die Tempelmauern, dann durch die Tore und äußeren Höfe zu schreiten, um endlich den dritten Hof, das eigentliche Gotteshaus zu betreten. Dort stehen bereits im Laufe des Tages herbeigetragene, wohl bis dreimannshohe phantastische breite Säulen, ebenfalls aus Blumen und Früchten aufgebaut, und füllen den Raum mit Farben und Düften. Die weißgekleideten Tempelwächter erwarten die aus dem sich lösenden Zuge herantretenden Frauen und setzen ihre Opfergaben auf die Altäre, oder wenn diese nichts mehr bergen können, seitlich auf die zuführenden Stufen und den Vorplatz.

* Ein balischer Tempel besteht aus drei ummauerten offenen Höfen. Zu dem ersten oder Vorhof führt ein gespaltenes Tor (Tjandi bĕntar); der mittlere enthält meist eine bedachte Balé-balés für Versammlungen; der dritte ist das eigentliche Gotteshaus und enthält die verschieden geformten Altäre.

Der Gamelan schweigt und in dem kaum fühlbaren schwülen Abendwind legt sich die Nacht auf den unvergleichbaren Reichtum von Fruchtbarkeit und Schönheit, in deren Mitte die mattglänzenden Rücken der Frauen und Mädchen schimmern, die zum Beten niedergekniet sind. Sie beten, leise singend; der weiße Pamangku tritt auf sie zu und reicht ihnen das geweihte Wasser hin aus einem langgestielten runden Gefäß mit hervorragendem dünnen Schnabel, sie benetzen Stirn, Mund und Hände; mit geneigtem Kopfe heben sie darnach eine geweihte Blume zwischen den Fingern empor. Rührende Hingabe und Andacht liegt selbst in den Gesichtern der kleinen Kinder, die neben den Müttern sich kindlich-ernst bemühen, in jeder Bewegung ihnen zu folgen. Nach den Frauen knieen die Männer nieder und verrichten mit entblößtem Haupte dasselbe Sembajang Dewa. Es folgen die Damen aus der fürstlichen Puri, die mit blumengeschmückten Haaren ihre Opfergaben auf silbernen und goldenen Schalen, die sie in Schulterhöhe auf der rechten Handfläche tragen, herbeigebracht haben. Der Fürst erscheint mit geringem Gefolge zu besonderer Zeit und empfängt das heilige Wasser aus der Hand eines Brahmanenpriesters. Damit ist der erste Akt eines Festes, die Manifestation eines balischen Karma-marga* beendet. Die Tempelwächter bleiben zurück und ordnen die Opfergaben; sie oder auch Padandas beten um die Herabkunft der Gottheiten auf die Altäre, damit sie die Seele, das Unstoffliche des Opfers, in Empfang nehmen. Das Stoffliche davon tragen die Frauen nach einigen Tagen wieder nach Hause, wo es von der Familie verspeist wird. In den beiden ersten Höfen des Tempels sind bei Anbruch der Nacht Öllampen und Bananenstammfackeln angezündet. Auf die lauter und lockender werdender Töne des ununterbrochen spielenden Gamelan strömt das ganze Dorf nach genossenem Mahle aufs neue zum Tempel. Der Verlauf eines Festes richtet sich nach dem Anlaß. Z. B.: In einer Gegend ist eine schwere Krankheit ausgebrochen und breitet sich entgegen aller Bemühungen aus. Man hat beschlossen, die Götter um Hilfe und Rat zu fragen.

Mitten in einem Tempelhof steht eine schreckliche Todesgottheit, übermenschlich groß, in wallendem weißen Gewande; das gewaltige Haupt ist von mächtigen schwarzen Locken umrahmt; dunkelrote unheimliche Augen treten aus unergründlich tiefen Höhlen, spitzige Tigereckzähne starren aus jedem Kiefer des weit aufgesperrten Rachens, aus dem eine mit Stacheln übersäte breite Zunge blutlechzend fast bis zum Boden hängt. Langsam wendet sich die Gottheit nach allen Seiten, um nach Opfern für ihren unstillbaren Hunger zu suchen. Um sie tanzen eine Schar fast nakter Jünglinge mit gelöstem langlockigen Haar in unglaublicher Ekstase, die durch den Genuß berauschender Mixturen vorbereitet ist. In der rechten Hand zückt jeder einen langen schlangenartig gewundenen Kris; einer

* Karma-marga ist der indische Glaube an den Nutzen von Opfern, Zeremonien, Reinigung und Buße.

stößt ihn sich, im Angesichte der Todesgottheit, in die Brust. Im Scheine der Fackeln grell aufleuchtendes Blut spritzt aus der Wunde, und aus der gleichstark erregten Menge stürzen einige hinzu, um mit ihren Lippen den Lebenssaft des sich Opfernden zu trinken, darnach den Ermatteten zu stützen und hinwegzuführen. Ein anderer Jüngling naht dem Todesgotte, ihm folgend neue Opfer, und das seltsame Schauspiel erfüllt den Raum mit Rausch und Begeisterung.
Endlich scheint genug Blut geflossen zu sein. Die düstergrause Erscheinung bewegt sich nicht mehr, ihre krallenbewährten Hände hängen schlaff hernieder, der Rachen ist geschlossen und die blindekstatische Menge sieht sie nach einigen Augenblicken verschwunden.
Das bisher dämonisch dumpf sich in den kürzesten Intervallen wiederholenden Gamelanmotiv ist in wehmütig leise Klänge übergegangen, rings breitet sich die Ermattung aus. Allmählich werden sie lauter, härter von starrem Rhythmus, während sich im Hintergrunde eine Schar hoch- und einfachgekleideter Matronen aus dem Dunkel löst und langsam feierlich zu tanzen beginnt. Das Orchester schweigt, sie singen unendlich ruhevoll, fast wesenlos. Sind das Parzen, Schicksalsgöttinnen, das Schicksal selbst, das große Eine, vor dem alles menschliche Trachten schweigt, wo kein Hoffen und Fürchten, kein Opfer und Gebet, kein menschliches Hassen und Lieben gekannt ist, in dessen erhabenen Rhythmen das selbstsüchtige Leben der Menschenseele nicht gefühlt wird?
Ein ehrwürdiger Tempelwächter bleibt darnach in sinnendem Gebet halbliegend am Altar zurück, während die Menge still und ergriffen durch die Pforten hinwegschleicht.

BALISCHE TÄNZE

Auf den über die Wolken ragenden Gipfel der balischen Berge wohnen die Götter dieses Inselvolkes. Von da aus schauen sie auf das Land rundum und die Taten der Menschen. Kein Sterblicher würde es wagen, bis dort oben hinauf zu dringen oder seine Tempel dort zu bauen. Der Platz der Tempel ist der Abhang und der Fuß der Berge, unfern von den menschlichen Wohnungen. Damit die Götter in der Wolke des Weihrauchopfers auf die Altäre hinabsteigen und die fromme Gesinnung und die Gebete der Gläubigen in Empfang nehmen, ist es notwendig, daß alle Schönheit, die der Mensch zu schaffen imstande ist, dazu genutzt werde, um den Göttern diese Tempel als vorübergehenden Wohnort wohlgefällig zu machen. Alle kostbaren Materialien, wie Backstein und Sandstein, verschiedene Holzsorten, dürfen ausschließlich nur für den Tempelbau verwandt werden. Die schönsten Früchte und Blumen, die die Erde hervorbringt, müssen als Opfergaben auf die Altäre gelegt werden. Und so betrachtet man es auch als Pflicht, die

edelste Jugend und Blüte des menschlichen Körpers in ihrer ausdruckvollsten Offenbarung, der rhythmischen lebenden Plastik, dem Tanze, den Göttern zu weihen.
Vom frühen Morgen bis zum späten Nachmittag haben Frauen und Mädchen in endlosen Prozessionen am ersten Tage eines Tempelfestes ihre Opfergaben zu den Altären gebracht. Stets wieder neue Gruppen sind in inniger Andacht niedergekniet, um sich mit geweihtem Wasser zu benetzen und die heilige Blume aus der Hand des Priesters zu empfangen. Bei eintretender Dämmerung ist man für kurze Zeit nach dem Dorfe zurückgegangen, sodaß ungehindert aller Duft der Opfergaben sich vermengt und die Höfe des Tempels erfüllt hat, während die süßen Klänge des Gamelan nicht aufhören, mit dem milden Abendwind durch die Räume zu schweben. Die Nacht bricht an. Das letzte Gekräh der Hähne, das Grunzen der Schweine und Gebläff der Hunde ist längst im Dorfe erstorben. Geräuschlos füllen sich die Tempelhöfe mit all diesen festlich schönen balischen Menschen, die wie köstliche Reliefs die Binnenmauern zieren. Nur ein langgestrecktes Oval, vom Eingangstor bis zum zweiten Hof führend, ist freigeblieben.
Voller, lockender und zuweilen leidenschaftlicher tönt der Gamelan. Plötzlich bei einem mächtigen Akkord aller Instrumente steht in der schmalen Eingangsöffnung, vollendet umrahmt, in starrer Unbeweglichkeit der Tänzer, ein junger Fürstensohn. Fackeln flammen auf und werfen ein magisches Licht auf die große goldene Blumenkrone, die er auf dem Kopfe trägt, auf die vorn und hinten lang herabwallenden seidenen Tücher, glänzend tiefgrün mit aufgelegtem Goldornament, die goldenen, mit funkelnden Steinen besetzten Zieraten an Ha s, Schulter Armen und Enkeln und auf den kostbaren Kris hinten im Gürtel. In beiden Händen trägt er eine goldene Schale, mit stark riechenden Blumen gefüllt. Seine Augen glühen in ekstatischer Verzückung. Ohne scheinbar seine Haltung zu verändern, tritt er — fast unmerkbar — die wenigen Stufen herab, die in den Hof führen. Noch steht er unbeweglich, gleich einer Gottheit, wie sie die alten Kawipoeme* beschreiben. So erhaben, streng und rein ist die Erscheinung, daß alles Sterbliche daraus gebannt zu sein scheint.
Seltsame Harmonien klingen auf. Mit ihnen beginnen sich langsam Finger und Zehen des Tänzers zu bewegen. Diese Bewegung pflanzt sich fort längs des ganzen Körpers. Plötzlich bei einem neuen Akkord ist seine Haltung eine andere. Leidenschaftlicher werden die Gamelantöne, kürzer die Intervalle zwischen den wechselnden Haltungen, für unser Auge fast nicht mehr zu erfassen.
Bewegungslos schaut die Menge zu; voran unter den Zuschauern sitzen die Kinder, dahinter stehen die Frauen, die Kleinsten auf dem Arm, und die Männer.

* Kawi ist die alte hindu-javanische Sprache. In ihr sind die großen indischen Epen Râmâpane und Mahâbhârata auf Bali verfaßt und genießen hohe, selbst religiöse Verehrung.

Nach vielleicht einer Stunde ist plötzlich, wie es scheint, Tänzer und Fackellicht verschwunden.
Unbeweglich und geräuschlos bleiben die Zuschauer im Dunkel des Tempelhofes, über dem sich ein mit Sternen besäter Tropenhimmel wölbt, sitzen. Nur wenige Instrumente des Gamelan hört man, einzeln und eintönig, Klang nach Klang langsam hinschwebend durch die schwüle, duftgeschwängerte Nacht. —
Ein eigenartiger Weihrauch dringt zu uns, stets stärker, fast betäubend. Kleine Öllämpchen werden angezündet. Auf einem niedrigen Tisch stehen die Gefäße, aus denen der Rauch aufsteigt. Darüber gebeugt sieht man hinter dem Tisch vier Mädchen knieen, kaum acht Jahre alt, in phantastisch reicher Kleidung, mit geschlossenen Augen. Den Gamelan hört man lauter, doch noch stets langsam, in kürzer werdenden Intervallen dasselbe Motiv wiederholend. Die Köpfe der Mädchen beginnen langsam über den Weihrauchgefäßen Kreise zu beschreiben, mit dem Takte der Musik schneller werdend. Der Oberkörper fängt an, an dieser Bewegung teilzunehmen; sie richten sich auf, und man sieht die vier jungen Körper, straff von dem langen seidenen Kleid umschlossen, voll des seltsamsten rhythmischen Lebens. Ein gleicher Traum von Himmelsnymphensein scheint alle vier unbewußt zu leiten. Ihre Augen bleiben geschlossen; ihre Schritte tanzen und harmonieren. Der Gamelan ist verstummt. Sie singen leise. Der Weihrauch beginnt den ganzen Raum zu erfüllen, und auf scheinbar stets größer werdendem Abstand für die Augen der Zuschauer werden die Bewegungen lebhafter, leidenschaftlicher.
Nach Stunden, lang bevor der letzte Weihrauch verbrannt ist und nachdem dann und wann wieder eintönig der Gamelan erklungen hat, sieht man sie plötzlich wieder hinter dem Weihrauchtisch niedergehockt. Eine einzelne von ihnen ist übermüdet in Krämpfen niedergefallen; einige Tropfen einer Medizin helfen schnell. Schlicht und eintönig klingt der Gamelan der Morgendämmerung entgegen.
Ein höchst seltsamer Aufzug schreitet am Nachmittag des zweiten Festtages zum Tempel. Zu beiden Seiten des breiten Weges schreiten in langen Reihen junge Mädchen und Frauen in weißen schleppenden Sarongs, den Oberkörper mit golddurchwebter Seite bedeckt. Im Haar prangt eine Fülle weißer Blumen. Auf Schulterhöhe tragen sie in kostbaren Schalen und Gefäßen geweihtes Wasser, Weihrauch und Blumen. Voraus ein reich und farbenprächtig gekleideter Herold, ein Riese von Gestalt, in der Mitte ein Schamanentänzer, einen reichverzierten Schurz um seine Lenden, den Kopf kahl geschoren, in der rechten Hand ein langes und breites Schwert. Im ersten Tempelhofe angelangt, hockt er nieder; Priester beginnen unverständliche Gebete zu murmeln; sie sprengen geweihtes Wasser über seinen Kopf und seinen Rücken. Die Frauen singen und die Mädchen beginnen um ihn zu tanzen und Blumen zu streuen, während vor ihm der Rauch aufsteigt. Seine

Muskeln fangen zu zucken an, er springt auf und tanzt, während alle in einem Kreise um ihn niederhocken. Das haarscharfe Schwert wirbelt um seinen Kopf und Körper, kaum einige Millimeter von der Haut entfernt, mit einer lebendigen Kraft, die stets droht, in einem Augenblicke dem Leben des Tänzers ein Ende zu machen. Jedoch niemand denkt an diese Möglichkeit. Wer so von dem Geiste erfüllt ist, den kann kein Unglück treffen, noch kann er Unglück bringen. Bewegungslos und selbstvergessen bleibt der Zuschauer, trachtend in das Geheimnis des Seins einzudringen.

Kein Balier wird des Nachts ohne dringende Not oder Grund sein Haus verlassen und wenn, nur mit einem brennenden getrockneten Bananenstamm, den er singend in weiten Kreisen schwingt. Denn in der Nacht zieht die Schar der Butas durch das Land und versucht, den Menschen Unheil zu bringen. Am Tage jedoch sind diese Quälgeister weit weg, und man darf es ruhig wagen, den Spott mit ihnen zu treiben. Man fertigt Masken von ihnen an, für unsere Augen reine Phantasie, für den Balier jedoch so naturgetreu, so, wie der eine oder der andere den Geist der Nacht wirklich vor sich gesehen hat. Man darf in diesen Masken die tollsten Tänze aufführen, aber nur solange die Sonne am Himmel steht; sobald es däm mert birgt man die Masken sorgfältig im Tempel, wo sie unter dem Schutze der Götter stehen und kein Buta hereinzudringen wagt. Die Tänzer selbst aber legen an diesem Abend besonders viel Opfergaben in die Bambusopferhäuschen vor ihren Haustoren nieder, damit kein Buta ihr Haus betrete.

Eine sehr große Rolle spielt der Tanz auch bei dem balischen Schauspiel. Die Fürstenhöfe rechnen es sich zur Ehre, gute Tänzerinnen unter ihren Palastdamen zu haben. In den Dörfern findet man Tanzvereinigungen von Frauen, Mädchen und Kindern, wo man sich übt und Gruppen bildet aus denjenigen, die am besten miteinander harmonieren, so daß sie, wie zum Beispiel beim beschriebenen Himmelsnymphentanz, eine vollkommene Einheit ausmachen. In besonderen Tanzschulen — die einzigen Schulen, welche die balische Kultur kennt — lehrt man weniger das Tanzen — das braucht niemand zu lernen —, als daß man die Begabtesten aussucht.

Es ist für europäische Augen schwer, das feine Spiel der Muskeln des ganzen Körpers beim balischen Tanze vollständig zu erfassen, all dieser wunderbaren Koordination der so schnell aufeinander folgenden Bewegungen zu folgen, die vollendete Harmonie und Schönheit im Rhythmus genügend zu bewundern. Es ist der göttliche Rhythmus der Seele dieser Menschen, die, frei von jedem irdischen Bewußtsein, durch das Mittel des Körpers jene Träume plastisch verwirklicht, welche die Liebe einer gewaltigen, milden und ungeschundenen Natur unbewußt, gleich geheimnisvollen Blumen erblühen läßt.

VOM MENSCHGEWORDENEN GEIST

Wenn ein Dorfparlament weittragende Beschlüsse nehmen zu müssen glaubt, wenn man unruhig ist, ob irgend etwas versäumt ist, wenn man vermutet, daß dies oder jenes nicht so geschieht oder geschehen ist, wie es dem Willen der Götter entspricht, so sucht man nach Hilfe und Rat bei überirdischen Mächten. Im Dorftempel hängt eine kleine hölzerne Nische in einem Baum oder sie steht unauffällig auf einer Säule aus Holz oder Stein neben den Opferaltären. Hier wohnt der Djĕro Taksu, der unsichtbare Vermittler zwischen Mensch und jener Macht. In einer Mondnacht kommen die Dorfgenossen im Tempel zusammen und hocken in der Nähe des Djĕro Taksu nieder. Opfer, Weihrauch und Gebete erflehen den Geist durch Vorsprache des Taksu hinabzusteigen. Bald beginnt einer der Anwesenden krampfartige Bewegungen zu zeigen, der Taksu teilt durch seinen Mund den anderen mit, daß der Geist in der Nähe ist und geruhen will, ihre Fragen zu beantworten. Mit weitstarrenden Augen und zitternden Gliedern sitzt der Permadé, der menschgewordene Geist, inmitten der furchtsam und gespannt kauernden Menge. Jemand faßt den Mut, demütig in der Angelegenheit, die allen am Herzen liegt, eine Frage zu stellen. Aus der Art der Bewegungen und Laute, die man an dem Permadé darauf hin wahrnimmt, erschließt man die Meinung des Geistes.

Eine Person, die unschwer eine Permadé wird, ist im Dorfe als Permas bekannt. Es sind seltener Männer als Mädchen, während der Entwicklung zur Jungfrau, und Frauen in beginnender Matronenschaft. Man bedient sich eines Permas auch, um einem Diebstahl oder anderen Verbrechen auf die Spur zu kommen, den Platz verborgener Schätze aufzuspüren und dergleichen mehr. Man läßt sich von einem Permadé auch unangenehme Wahrheiten verkünden, zum Beispiel, daß die Götterfurcht im Dorfe zu wünschen übrig lasse, der eine oder andere Verstorbene mit seiner Leichenverbrennung unzufrieden sei oder gar zu lange darauf warten müsse, die Höflichkeit im Umgange mit Fremden größer sein könnte, die Badeplätze nicht genügten oder nicht sauber genug gehalten würden und anderes mehr. Mit den besten Vorsätzen verläßt jeder den Tempel, nachdem man wieder geopfert und gebetet hat, auch der Permadé, der nach kurzem Schlaf wieder ein Permas geworden ist.

So kindlich furchtsam, praktisch bäuerisch und nüchtern spielen sich derartige „Séancen" jedoch nur in den kühlen Gebirgsdörfern und auf der Nordhälfte der Insel ab, wo der steinige karge Boden muskelstarkes, hartes Volk wachsen läßt. Anders in der reichen Fülle und Wärme der südlichen Ebene und Vorberge.

Der zunehmende Glanz des Mondes lockt unwiderstehlich jeden Abend die

Menschen länger aus ihren Hütten, wo sie vor ihren Pforten hockend in den geheimsinnigen Strahlen mit dem heißen Atem der von der Sonne noch nachglühenden Erde ihr Blut schwängern. Eine unerklärliche Unruhe fühlen sie in sich wachsen. Umgebung und ihr eigenes Sein werden rätselhaft Unwirklichkeit.
Man geleitet in einer Prozession von blumen- und opfertragenden Mädchen und Frauen den Permas — einen oder mehrere zugleich, weibliche oder männliche — nach dem Tempel. Der Permas hockt nieder. Weihrauch wirbelt auf. Gebete hört man murmeln, Frauen tanzen singend in langsamen Reigen um ihn, streuen Blumen. Ein Priester besprengt seinen vornübergebeugten Rücken mit geweihtem Wasser. Er beginnt zu zittern, bewegt rhythmisch den Oberkörper. Mit einem dumpfen Schrei, fast ein kurzes Brüllen, schnellt er vom Boden. So barst die schnöde Decke am Boden des Baturvulkanes, wenn das siedende Erdinnere sich gegen sie anstemmte. Der Permadé tanzt wild, drohend. Wie die glühende Lava, die sich ins Tal stürzt. Hier und dort springt einer aus der Menge auf und tanzt mit. Ein Mondstrahl spielt mit den Edelsteinen eines Krisgriffes. Das starre Auge eines Tanzenden ergreift ihn, seine Hand reißt ihn aus der Scheide und die aufblitzende Schlange des blanken Eisens wirbelt zwischen und um die Körper der Weitertanzenden.
Der Mond hat Mühe, über die hohen Tempelmauern zu schauen. Bald sinkt auch der letzte Permadé erschöpft nieder, noch einige zuckende Bewegungen und er schläft. Man flößt ihm etwas ein. Darnach steht er langsam auf und verläßt mit den anderen den Tempel.
Nach welcher Musik tanzten die traumbefangenen Menschen?
Gewaltig und voll Leidenschaft muß der Erdgeist sein, der die Saiten ihres Innern so stark tönen ließ, nachdem die Schale, das, was wir Bewußtsein nennen, durchbrochen war.

LEICHENVERBRENNUNGEN

Die Leichenverbrennung findet man außer auf Bali noch an einigen anderen Stellen Indonasiens, nämlich bei einigen Volksstämmen auf Sumatra und Borneo; überall höchstwahrscheinlich von den Hindus eingeführt. Von der heiligen Kraft des Feuers, wie es Hinduglaube ist, weiß jedoch das Volk von Bali nichts. In den Bergdörfern der Bali-aga legt man die Toten im Walde nieder oder verscharrt sie dort oberflächlich, um sie von wilden Tieren fressen zu lassen. Je schneller und gründlicher das geschieht, um so glücklicher für den Verstorbenen. Denn seine Seele ist erst dann vom Körper vollständig befreit, wenn alle Fleischteile vernichtet sind. Solange dies nicht der Fall ist, irrt sie auf Erden als Dämon umher in Gesellschaft anderer körperlos fortlebender Geister, ohne Hoffnung auf eine

Wiedergeburt und droht gleichzeitig als Dämon den Lebenden Unglück zu bringen.

Die Wiedergeburt regelt sich nicht nach dem Verdienste oder der Schuld in diesem Leben, die Hinduanschauung von einer Vergeltung ist wohl in der vorwiegend hindujavanischen Literatur Balis zu finden, in dem Gefühlsleben des Volkes jedoch unbekannt. Dies beweisen die Zeremonien bei der Leichenwaschung, die vor der Verbrennung stattfindet. Hierbei legt der Priester einen goldenen Ring mit einem Rubin unter Gebeten der Leiche auf die Zunge, ein Stückchen Eisen zwischen die Schneidezähne, eine Melatiblume zwischen die Eckzähne. Eine Lilienknospe ist ferner für die Nasenlöcher, etwas Wachs für die Ohren bestimmt, ein Stückchen Spiegelglas kommt auf die Augen und ein Intaranblatt auf die Augenbrauen. Dies alles bedeutet, daß der Verstorbene bei seiner Reinkarnation mit begabter Zunge, starken und doch zierlichen Zähnen, prächtiger Nase, sanft vernehmendem Ohre und glänzenden Augen ausgezeichnet sein möge. Mit Ausnahme des goldenen Rubinringes, der durch eine Blume ersetzt wird, wird dies alles mit der Leiche zusammen verbrannt. Endlich reibt man die Leiche noch mit einem Gemisch von Eidotter, Blumen und geweihtem Wasser und trocknet sie mit Sikablüten. So kann der Verstorbene nur als zweiter Liebesgott, oder wenn es eine Frau ist, diese schön wie eine Himmelsnymphe wieder auf der Erde erscheinen.

Die Vorbereitungen zur Verbrennung sind kostspielig und erfordern Zeit, gewöhnlich einige Monate, oft sogar Jahre. Was geschieht solange mit der Leiche?

Fürsten und andere vornehme sowie reiche Personen, die über einen ausgedehnten Hof verfügen, bewahren die Leiche solange in einem besonderen Totenzelt, möglichst abgelegen von den Wohnhütten. Bevor man die Leiche dort aufbahrt, waschen die Familienmitglieder sie, pudern sie reichlich mit Reismehl, zerhackten Blumen, feingeriebenen harzigen Stoffen, wickeln sie in kostbare Tücher und sargen sie ein in dem ausgehöhlten Stamme einer Zuckerpalme. Dieser Sarg hat an seiner Unterfläche Löcher zum Abfluß der sich bildenden Leichenflüssigkeit, die man in goldenen, silbernen, häufig auch altchinesischen Steingutschalen auffängt, um sie zu begraben. Vor dem Hause, in dem eine Leiche liegt, hängt häufig ein großer weißer mit Goldornamenten geschmückter Ballon.

Während des Herrschens einer ansteckenden Krankheit darf keine Leiche in einem Hause aufbewahrt werden. Gleiches gilt für die Leichen von Pockenkranken und während der Schwangerschaft gestorbenen Frauen. Leichen von Aussätzigen dürfen nicht einmal auf den gewöhnlichen Begräbnisplätzen beerdigt und können nur in effigie verbrannt werden.

Leute aus dem Volk, oft aber auch Frauen und Kinder von Fürsten werden ge-

wöhnlich noch am Sterbetage vorläufig begraben, was sehr einfach zugeht. Die Leiche wird gewaschen, in ein weißes Tuch geschlagen und auf dem Begräbnisplatze außerhalb des Dorfes in ein etwa ½ bis ¾ Meter tiefes Grab gelegt. An das Kopfende des Grabes wird eine Opfernische gesetzt, in die Verwandte von Zeit zu Zeit Lebensmittel und Blumen niederlegen. Übrigens vergißt man auch nie, einer im Totenzelt aufgebahrten Leiche täglich Speisen und Getränke hinzusetzen. An den Enden des schmucklosen Grabhügels stecken gewöhnlich eine bis drei Bambusröhren, die bis in das Grab reichen und die Verbindung zwischen Körper und herumirrender Seele herstellen sollen, in Wirklichkeit die Mumifikation der Leiche in dem porösen Tuffboden schneller herbeiführen. Drei Tage vor der Verbrennung exhumiert man die Leiche und bahrt sie in einer besonders dafür errichteten Hütte außerhalb des Dorfes auf.

Der Kosten wegen wartet man gewöhnlich, bis sich eine Anzahl von Leichen in einem oder selbst mehreren Dörfern zum gemeinschaftlichen Verbrennen angesammelt hat. Da Bali im allgemeinen ein sehr gesundes Land ist, dauert dies oft einige Zeit, so daß man beim Wiederaufgraben der Leichen nur wenige Knochen oder gar nichts mehr zurückfindet. In diesem Falle genügt es, die Verbrennung in effigie, in Gestalt kleiner Holzplanken vorzunehmen, auf die man menschliche Figuren skizziert und die genau wie eine Leiche behandelt werden.

Der Tag der Verbrennung wird von einem Priester sorgfältig festgesetzt, nach Beobachtung aller möglicher guter und schlechter Vorzeichen. An den drei vorhergehenden Tagen kommen täglich Verwandte und Bekannte in das Haus dessen, der das Verbrennungsfest gibt, und bringen weißen Kattun, Speisen und Getränke. Außerdem trägt jeder Einwohner des Dorfes zu den Kosten der Verbrennung bei, indem er eine bestimmte Menge Reis, eine Kokosnuß, einige Sirihblätter und etwas Geld mitbringt und dem Festgeber auch sonst noch in vielerlei hilft.

Das Wasser zur Leichenwaschung wird von Mädchen oder Knaben in Prozession aus einem heiligen Brunnen, wo es besonders rein und klar ist, geholt und von einem oder mehreren Priestern geweiht.

Oft betet man am Tage vor der Verbrennung unter Leitung des Priesters zu dem gemeinschaftlichen Stammvater der Familie.

Der eigentliche Verbrennungstag macht sich schon in aller Frühe durch regen Verkehr um das Sterbehaus und auf dem Verbrennungsplatze kennbar. Das ganze Dorf, bei Massenverbrennungen eine Anzahl Dörfer, bei Fürsten viele Tausende aus dem ganzen Reiche und auch Abgesandte aus Nachbarreichen strömen zusammen, festlich geschmückt, in Erwartung eines reichen Mahles und des größten aller Feste.

In der Nähe des Totenzeltes steht ein eigenartiger Turm, in dem die Leiche nach

dem Verbrennungsplatze gebracht werden soll. Der Turm ist verschieden von Gestalt, je nach der Kaste, der der Verstorbene angehörte. Bei einem gewöhnlichen, das heißt nicht der Triwangsa* angehörenden Balier ist es eine aus Bambus erbaute abgestumpfte Pyramide von etwa zehn Meter Höhe, mit bemaltem Tuch, buntem Papier, Flittergold und Spiegelchen umkleidet. Unter dem Dache befindet sich eine Nische für die Leiche. Bei einem Adligen trägt der Leichenturm über der Nische eine ungerade Anzahl nach oben zu stets kleiner werdender Dächer, höchstens elf, die dem ganzen Bau eine Höhe bis zu dreißig Metern geben können. Das Fußstück ist reich mit Bildhauarbeit geschmückt.

Ein Brahmanenpriester genießt die Ehre eines besonderen Leichenturmes, eines sogenannten Padmâsana, der ebenso wie die gleichnamige Altarform einen Obelisken darstellt, dessen obere Plattform auf drei Seiten von einer Art Geländer umgeben ist.

Nachdem alle sich an dem reichen Mahle gestärkt haben, wird die Leiche aus dem Totenzelt nach dem Leichenturm gebracht. Dies geschieht in einigen Gegenden Balis nicht durch die Pforte in der Hofmauer, sondern durch eine besonders für diesen Zweck kurz vorher angelegte Öffnung in der Mauer oder über diese hinweg. Die Seele soll die Spur verlieren, damit sie nicht mehr nach ihrem Hause zurückkehre. In derselben Absicht läuft man zuweilen mit der Leiche einige Male ganz schnell um das Haus herum; oft auch noch auf dem Dorf- und regelmäßig auf dem Verbrennungsplatze wiederholt man dieses Herumlaufen. Solange nämlich die Seele von dem Herumirren auf Erden nicht vollkommen erlöst ist, versucht sie stets nach allem, was ihr einst Freude machte, zurückzukehren: zu ihrem früheren Körper, ihrem Hause, ihrer Familie und den Freunden. Sie fühlt sich einsam und trauert um die Genüsse des körperlichen Lebens. Eine Wiedervereinigung mit dem Körper gelingt ihr nicht mehr; und in ihrer Verlassenheit gibt sie sich jegliche Mühe, die Seelen ihrer geliebtesten Lebenskameraden mit sich in ihr körperloses Dasein zu entführen. Die Selbsterhaltung gebietet also, alle Beziehungen der Seele des Verstorbenen mit den Hinterbliebenen, seinem Hause und Dorfe unmöglich zu machen.

Bei Fürsten und Brahmanenpriestern geht der Transport der Leiche auf den Turm und in diesem zum Verbrennungsplatze in Ruhe und Würde nach vorher festgesetztem Programme vor sich. Anders ist dies bei Personen aus dem Volke und besonders solchen, die im Leben die Liebe und das Vertrauen ihrer Dorfgenossen besaßen. Hier sieht man zuweilen beim Tragen der Leiche zum Turm und vom Turm zum Brandstapel einen seltsam dramatischen Kampf um die Leiche.

Sobald der in weiße Tücher geschlagene Sarg das Totenzelt verlassen hat, drängt

* Triwangsa heißen die Mitglieder der drei Kasten, das ist der eingewanderte hindujavanische Adel.

sich in größter Ekstase eine Masse fast nackter Körper mit langen wallenden Haaren um die Leiche und zerrt diese krampfhaft bald in die eine Richtung, bald in die andere. Jetzt sieht man den Sarg in die Höhe gestoßen über den Köpfen der darum förmlich Kämpfenden in der Luft schweben, sofort darauf von einer Unzahl Arme gepackt und vorwärts geschoben.

Dieser Kampf setzt sich fort, bis die Leiche bereits fast die für sie bestimmte Nische oben auf dem Turm erreicht hat. Noch im letzten Augenblicke sieht man die Teilnehmer beschwörend den rechten Arm emporstrecken und die erhobenen Zeigefinger in der Luft zittern. Man ruft der Leiche oder vielmehr der auf dem Wege zum Himmel befindlichen Seele die Wünsche zu, deren Erfüllung einem jeden besonders am Herzen liegen. Denn der Verstorbene, hier auf Erden ein guter Mensch, wird auch droben bei den Himmelsgottheiten gut empfangen und erlangt Erfüllung aller seiner Fürbitten.

Unter Singen heben Hunderte von Trägern, eingepfercht in das vielmaschige Gitter zusammengebundener Bambusbalken am Fuße des Leichenturms, diesen auf und bringen ihn in schnellem Laufe nach dem Verbrennungsplatz. Auf dem Wege dorthin macht man einige Male halt, kehrt einige Schritte zurück; auf dem Dorfplatz und dem Verbrennungsplatz dreht man den Turm einige Male im Kreise herum. Diese Bewegungen geschehen so schnell, daß das Auge nur mit Mühe das überreiche, ausdrucksvolle Spiel der prächtigen Muskelmasse, die die nackten Körper der Träger bilden, erfassen kann. Die Richtung der Bewegungen wird von jemand angegeben, der ein langes weißes Tau in der Hand hält, dessen anderes Ende oben am Leichenturme befestigt ist. Bei fürstlichen Verbrennungen ist dieses Tau reich mit Blattgold und rotem Tuch verziert und von riesiger Länge, bis zu fünfzig Meter, und stellt eine Schlange vor, dessen Kopfende von einem Priester getragen wird, während ihren Körper eine Menge Träger stützen. Vor der Verbrennung tötet der Priester diese Nâgâ, indem er vier Tjempakablumenpfeile aus den vier Windrichtungen auf ihren Kopf abschießt. Die so getötete Schlange wickelt man um das hölzerne Tier, in dessen Leib der Tote zur Verbrennung hineingelegt wird und verbrennt sie mit. Eine Legende erklärt diesen Brauch folgendermaßen:

Ein balischer Fürst verspottete einst einen weisen und frommen Priester und versuchte, ihn lächerlich zu machen. Er ließ eine Gans in einen leeren Brunnen setzen und fragte den Pandanda darnach, was wohl in dem Brunnen sich befände. Als dieser antwortete, es wäre eine Schlange — Nâgâ — lachte der Fürst laut über die Dummheit des Priesters. Er ließ den Brunnen öffnen und sofort stürzte eine gewaltige Nâgâ heraus, die den entsetzten Fürsten zu verschlingen drohte. Der Priester verzieh jedoch dem Fürsten seinen Frevel und tötete die Schlange;

von nun ab mußte jedoch jeder Abkömmling des Fürsten von einer Nâgâ zum Brandstapel geleitet werden.

Bevor der Leichenturm auf dem Verbrennungsplatze anlangt, hat sich eine lange Prozession von Mädchen und Frauen mit Opfergaben geordnet und in Bewegung gesetzt. Goldene, silberne, irdene und hölzerne Schalen prangen in unerhörtem Farbenreichtum voll Blumen, Früchten, weiß-, rot-, gelb- und schwarzgefärbtem Reis: Opfer für Gottheiten der Unterwelt. In den irdenen Gefäßen ist geweihtes Wasser, wohlriechend durch feingeschnittene Blumenblätter und Schnitzel Sandelholz, glänzend durch winzige Scheiben Blattgold, leuchtend durch feingestoßene Rubinen und gelbgefärbte Reiskörner. Wieder andere Frauen tragen Kleider, Bettpolster und Tücher, Schmuckstücke, wie Ringe, Armbänder, goldene und silberne Sirihdosen, ebensolche Wasserkrüge, herrlich gearbeitet, und Spiegel. Sinnverwirrend rauscht ein endlos scheinender Zug schöner Mädchen und Frauen vorbei, in prächtiger Haltung, langsam und mit unbeschreiblicher Würde und Grazie fortschreitend. Hinter ihnen folgen Männer mit Waffen, Krisen und Lanzen, dahinter oft noch phantastische und furchtbar anzuschauende, aber formvollendete Dämonen des Jenseits.

Auf dem Verbrennungsplatze, der weit ist und ein prächtiges Landschaftsbild darbietet, wird die Leiche mit Hilfe einer großen weißbehängten Bambustreppe, die häufig in einem gewaltigen Kalakopf endet, von dem Turme herabgebracht, um zum Brandstapel getragen zu werden. Dies ist ein erhöhtes und überdachtes Postament für ein aus Holz gearbeites buntbeklebtes Tier, meist ein Stier, seltener ein phantastischer Tiger oder Löwe, ganz selten ein Elefant oder Makara (halb Elefant, halb Fisch); bei Leuten aus dem Volke ist es meist eine einfache Holzlade. Im Rücken dieses Tieres verschließt ein Deckel eine längliche Öffnung, durch die man die Leiche in den Leib des hölzernen Tieres legt.

Die Leiche wird in diesem Verbrennungssarge aus den Tüchern gewickelt und vom Priester unter unverständlichen Gebeten reichlich mit geweihtem Wasser durchtränkt, wobei die Frauen feierlich nacheinander an den Brandstapel treten und ihre Gefäße, damit gefüllt, darbieten; die irdenen werden darnach zerschellt.

Die Träger des Leichenturmes haben ihre erhitzten, schweißglänzenden nackten Körper in den nächsten Fluß gestürtzt, halb singend, halb jauchzend dabei; jauchzend empfängt sie das aufschäumende lebendig gewordene Wasser und wäscht von ihnen alle Gemeinschaft mit dem Verstorbenen.

Der Turm ist inzwischen von behend ihn erklimmenden Jungens der Spiegelchen, Goldflitter und Tuchfetzen beraubt; auch die oben festgebundenen Hühnchen, welche die letzte Fahrt des Verstorbenen mitgemacht haben, um die Seele fliegen zu lehren, teilen meist dies Schicksal.

Zugleich mit der Leiche wird der Turm, das Werk vieler Hände oft Monate hindurch, angezündet, die mitgebrachten Opfer ins Feuer geworfen, und man verläßt den überall noch schwelenden Verbrennungsplatz, um nachts bei gespenstisch lodernden Fackeln aus trockenen Bananenstämmen die Asche zu sammeln und sie am folgenden Tage im festlichen Aufzuge zum Meere, oder falls dieses zu fern ist, zu einem Fluß zu bringen.

Die Seele ist, befreit von ihrem Körper, im Rauche der Verbrennung in den balischen Himmel geflogen. Die Triwangsa hat ihn in drei Abteilungen geteilt. Nach bestimmten Formalitäten hienieden von seiten der Hinterbliebenen, dort oben nach den nötigen Läuterungen der Seele, steigt man von der untersten Stufe zur höchsten. Hat man es jedoch auf Erden zu toll getrieben, so müssen erst allerlei zum Teil recht unangenehme Strafen im balischen Fegefeuer erlitten werden.

Der höchste Rang im Himmel ist nur von Triwangsaseelen erreichbar. Das balische Volk neidet es diesen nicht. Es kann sich kein größeres Glück vorstellen, als so schnell wie möglich wieder im Tau des Morgens, dem „Schweiße der Erde", auf sein köstliches Eiland herabzusteigen.

Gewissenhaft feiert man darum die Feste, die dem Verstorbenen die Rückkehr ermöglichen, denn je früher, je besser, auch für die Lebenden. Manches Elternpaar betrauert den Verlust eines neugeborenen Kindes, weil die Seele dieses oder jenes Verwandten in dem prächtigen Knaben oder dem hübschen Mädchen sich reinkarnieren wollte, die Nachlässigkeit der Hinterbliebenen ihn jedoch noch im Jenseits festbannte. Dagegen ist es eine große Befriedigung für eine Mutter, wenn sie auf den Säugling in ihrem Arm weisen und dem teilnehmenden Gaste sagen darf: Du hast den oder jenen noch gekannt? Sieh! Er hat uns nicht vergessen; mein Junge ist sein Ebenbild.

TAFELN

Brandung und Bänke an der Südküste

Urwald in 1000 m Höhe; Südbali
(Die Stämme sind von Epiphyten und Orchideen überwuchert)

Dickicht von Farnbäumen

Die Leiche eines Urwaldbaumes

Der Vulkan Batur

Fischerdorf am See
(Im Hintergrund das vulkanische Gebirge)

Vulkan von der Ebene aus

Zwei Kraterseen (Tabanan)

Fluß bei Gjaujar

Tief eingeschnittenes Tal bei Bangli

Fluß in der Ebene von Badoeng

Fluß bei Badoeng am Morgen

Waringinbaum

Bäume mit Luftwurzeln

Waringinbaum am Dorfeingang

Dächer und Bäume aus einem Dorf bei Bangli

Dorf unter Bäumen (Bangli)

Dorf an der Landstraße

Dorfstraße

Zwei Freunde auf der Dorfstraße (Darmulé)

Mädchen mit Wasserkrug (Dorfstraße in Dormulé)

Kinder an der Gartenmauer

Dorfbild; Hofeingang mit Mauer (in der Regenzeit)

Dorfbild mit Treppe zu einem Badeplatz (Mengwi)

Kulturland

Verwilderter Bauerngarten
mit Pisangs, Bambus- und Schlingpflanzen, die eine Zuckerpalme erstickt haben

Bauerngarten mit Zuckerpalmen

Fruchtgarten

Bambuspflanzung

Pisangs in einem Gebirgsdorf in 1000 m Höhe

Grenze zwischen Kultur- und Naturboden
(In Reisterrassen verwandelter Wald)

Kulturlandschaft in der Ebene (bewässerte unbepflanzte Reisfelder)

Kulturlandschaft in gebirgiger Gegend (die Hänge in Reisfeldterrassen umgewandelt)

Wasserholen aus Bewässerungskanal

Pflügen des überwässerten Reisfeldes

Setzen der Schößlinge

Weg zwischen Reisfeldern

Hütte eines Feldwächters

Reisfeldterrassen

Dorfplatz in Gjangjar mit Hahnengefechtsturm und Sitzungshaus des Priesterrates

Hauptweg mit Fürstenpalast in Bangli

Gerichtsverhandlung vor einer Puri (Bangli)

Fürst von Bangli erteilt Audienz

Der Fürst von Bangli, Dewa Gedeh Raij, mit einem seiner Distriktsstatthalter

Eingang zu einem Fürstenpalast

Neuer Palast des Fürsten von Bangli

Dorfplatz

Marktplatz

Im Garten

Junger Mann mit Messer im Gürtel

Ältere Männer

Volksmenge unter jungen Kokospalmen

Am Abend vor dem Haustor

Junge Leute beim Spiel (Bangli)

Strafarbeiter beim Wegebau

Mann beim Wasserholen

Knabe mit Palmenblätter-Brennmaterial

Weidender Hirte

Abendruhe am Hoftor

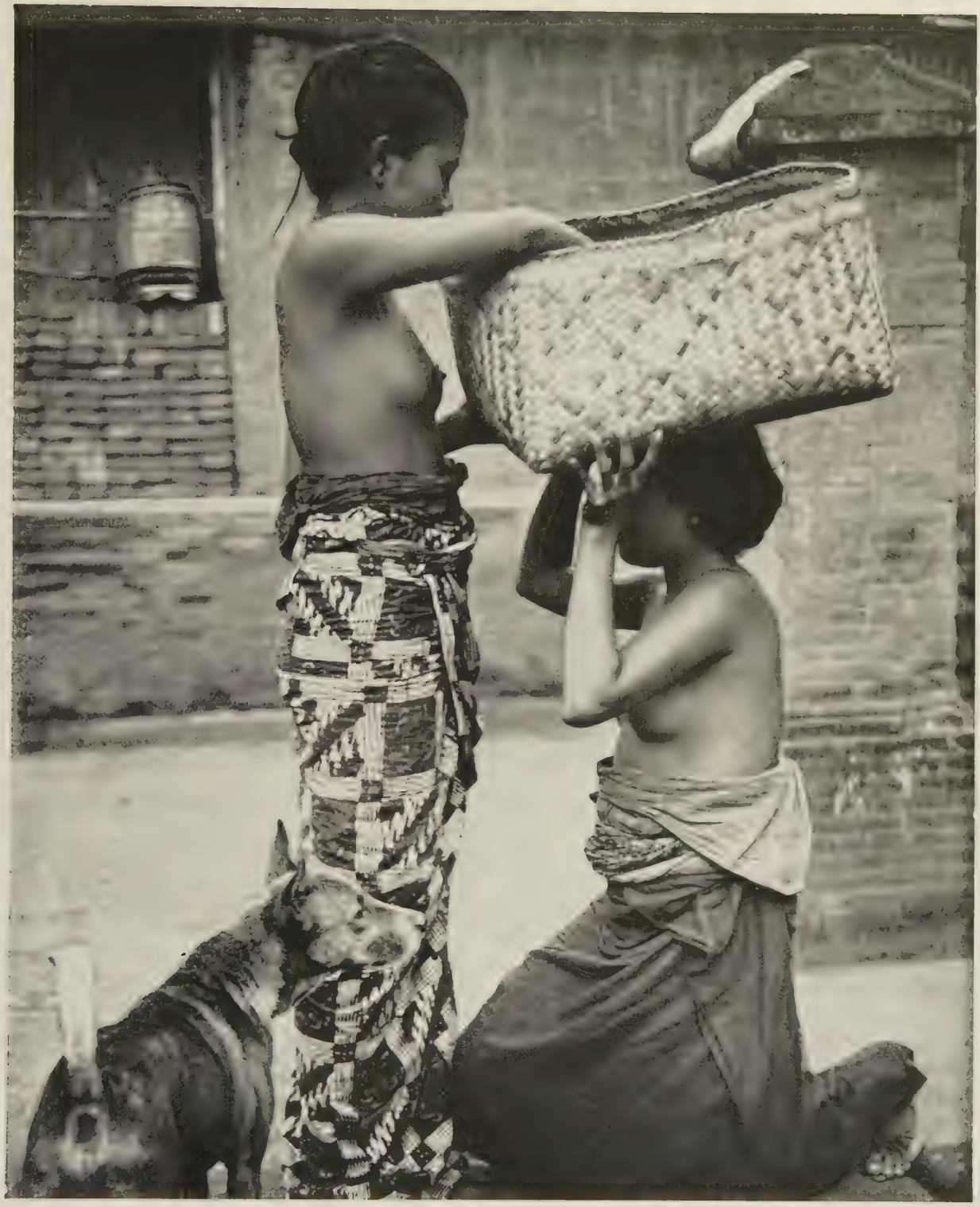
Junges Mädchen am Hoftor

Junge Frau

Junges Mädchen den Torweg hinaufsteigend

Hoftor (Aufbruch zur Feldarbeit)

Kinder beim Frühstück

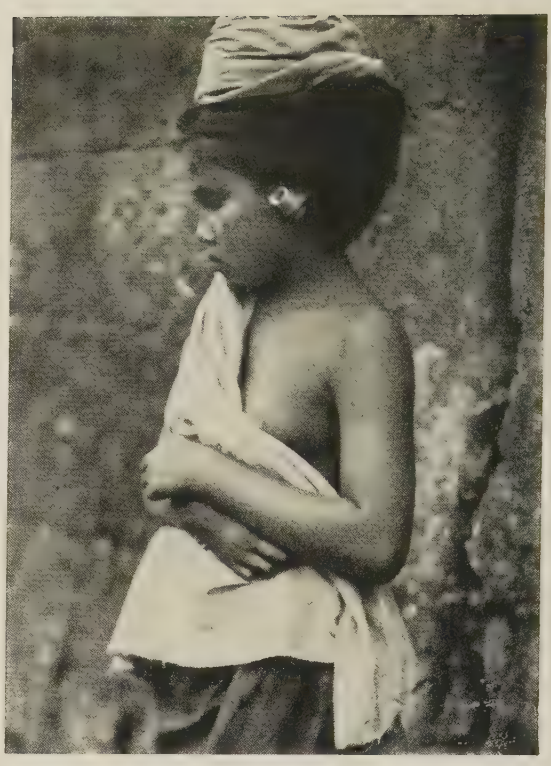


Vom Einkauf zurück

Freundesdienste beim Haarlausen

Beim Nachtimbiß

Mädchen aus Bangli



Junges Mädchen aus Bangli

Mädchen aus Bangli

Wachthaus am Dorfeingang

Arbeiter beim Mittagessen

Knabe aus Bangli

Bach in der Regenzeit

Der Dorfbrunnen (europäisch verunstaltet)

Jüngling

Mädchen

Junge Frau ordnet ihre Haare

Junge Frau im Garten

Mann mit offenem Haar am Gartentor

Mädchen am Hoftor

Am Hoftor

Jüngling mit Spatu-Blume im Haar

Junger Mann aus Badoeng

Familienbild

Mädchen von sieben Jahren aus Klunkung

Mutter und Kind

Übung zum Hahnenkampf

Weidender Hirte

Frau, auf die Straße schauend

Männer

Lastträger auf der Dorfstraße

Am Hoftor

Hoftor
(Über dem Eingang ein weißes Tuch als Schutzzeichen)

Heimtrieb der Rinder am Abend

Frau aus Bangli

Junge Frau ordnet die Haare

Junger Mann aus Bangli
(Im Gürtel die Sirihtasche eingewickelt in die Enden des Sarong)

Junger Bauer

Auf dem Wege zum Markt

Frauen durchschreiten eine Furt

Junge Frau mit Marktkorb

Auf dem Wege zum Markt

Fischmarkt

Markt unter jungen Kokospalmen

Reisverkauf

Markt in Bangli

Marktstand

Gruppenbild vom Markt

Straßenhandel in Tabanar

Markt am Fluß in Badoeng

Bananenverkäuferinnen am Fluß

Straßenhandel in Tabanan

Marktszene
(Verkauf von Nüssen)

Marktszene
(Limonade-Verkauf)

Marktszene
(Salakverkauf)

Gruppenbild vom Markt

Verkauf von Ferkeln

Händlerin vom Markt

Einzelbilder vom Markt

Marktszene

Marktszene
(Frau zahlend)

Frauen helfen einander schwere Töpferwaren absetzen

Rast an der Straße

Marktszene

Frauen beim Abnehmen der Last

Verkauf von getrockneten Fischen

Mädchen bezahlt die Pisangfrüchte

Frau mit Korb

Händlerin vom Markt

Marktszene
(Melonenverkäuferin)

Marktszene
(Einkauf)

Nach dem Bade

Mutter und Kind im Bade

Mutter und Kind im Bade

Junge Frau prüft die Wärme des Wassers vorm Baden

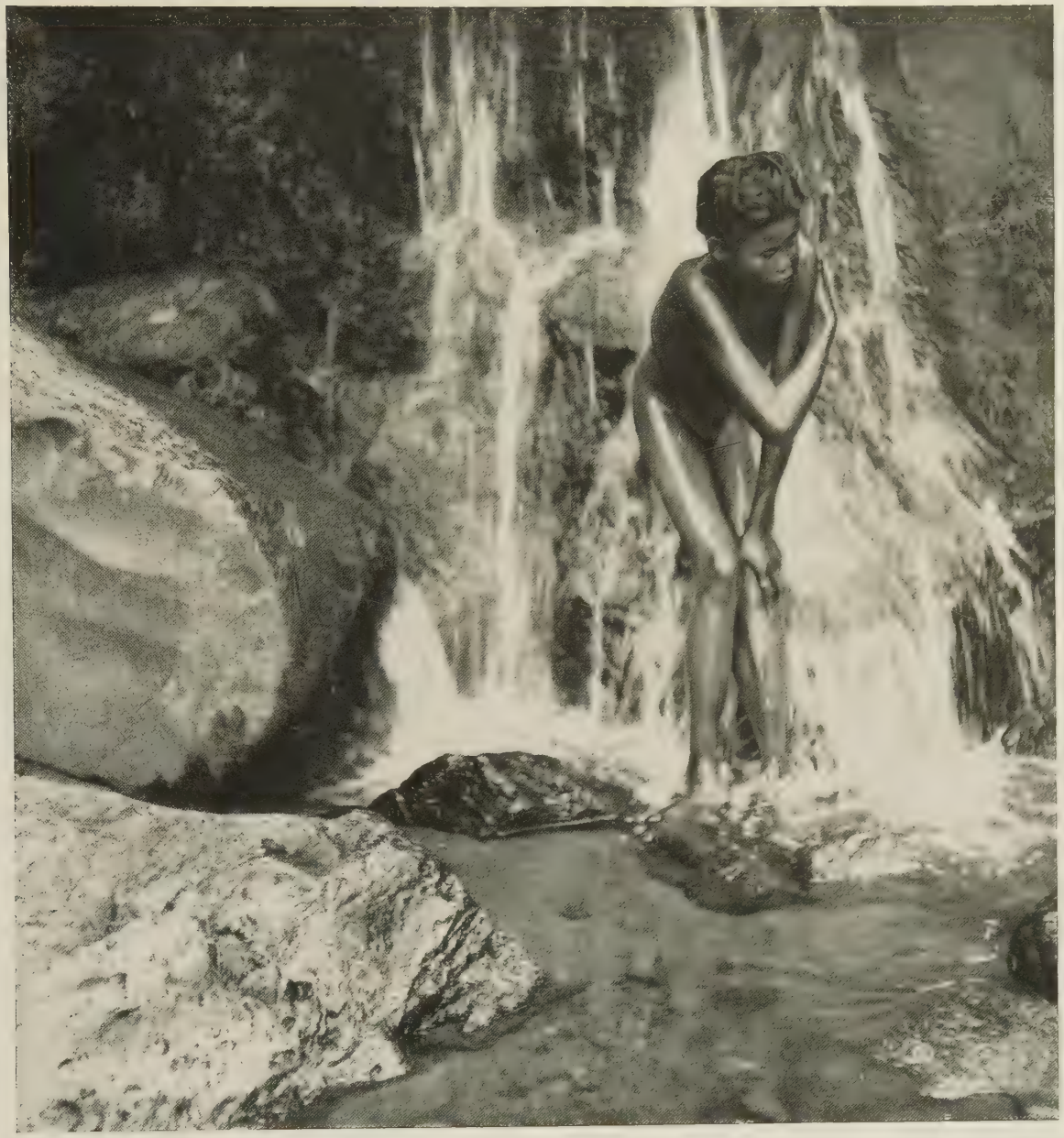
Badeszene

Frau wäscht sich die Unterarme

Frau ordnet die Haare nach dem Bade

Ältere Frau beim Baden

Badende Frau



Unterm Wasserfall

Ältere Frau beim Baden

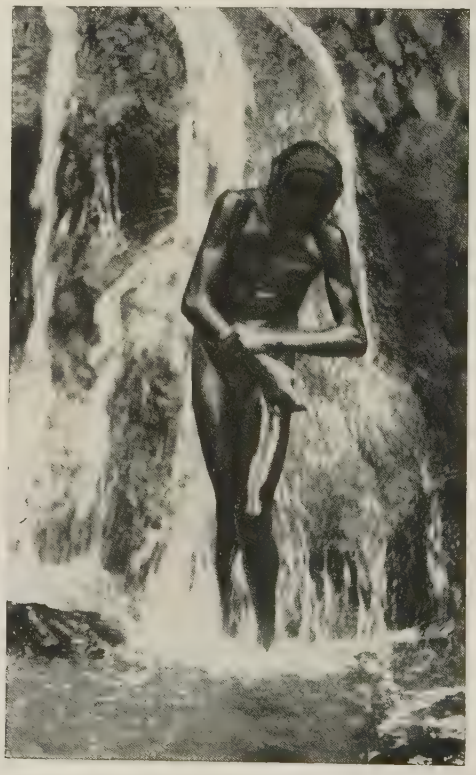
Frau beim Haarwaschen

Frau sucht eine Badestelle

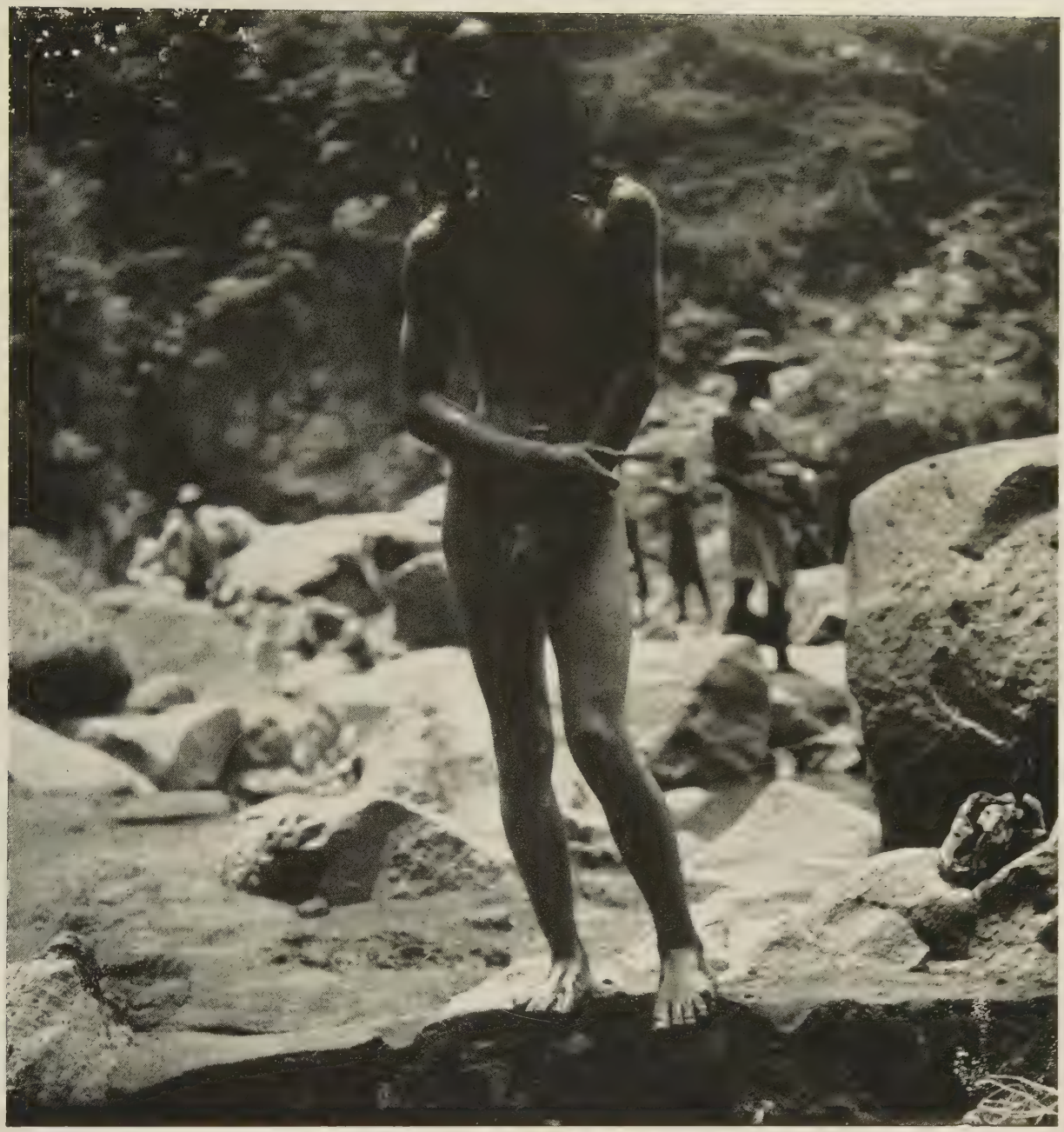
Frau im Bade

Junge Mädchen beim Baden

Frau ein Batiktuch zum Trocknen ausbreitend



Badende



Jüngling aus Badoeng
(Hindutypus)

Auf der Suche nach der Quelle

Jüngling am Wasserfall

Badeplatz

Badende Jünglinge

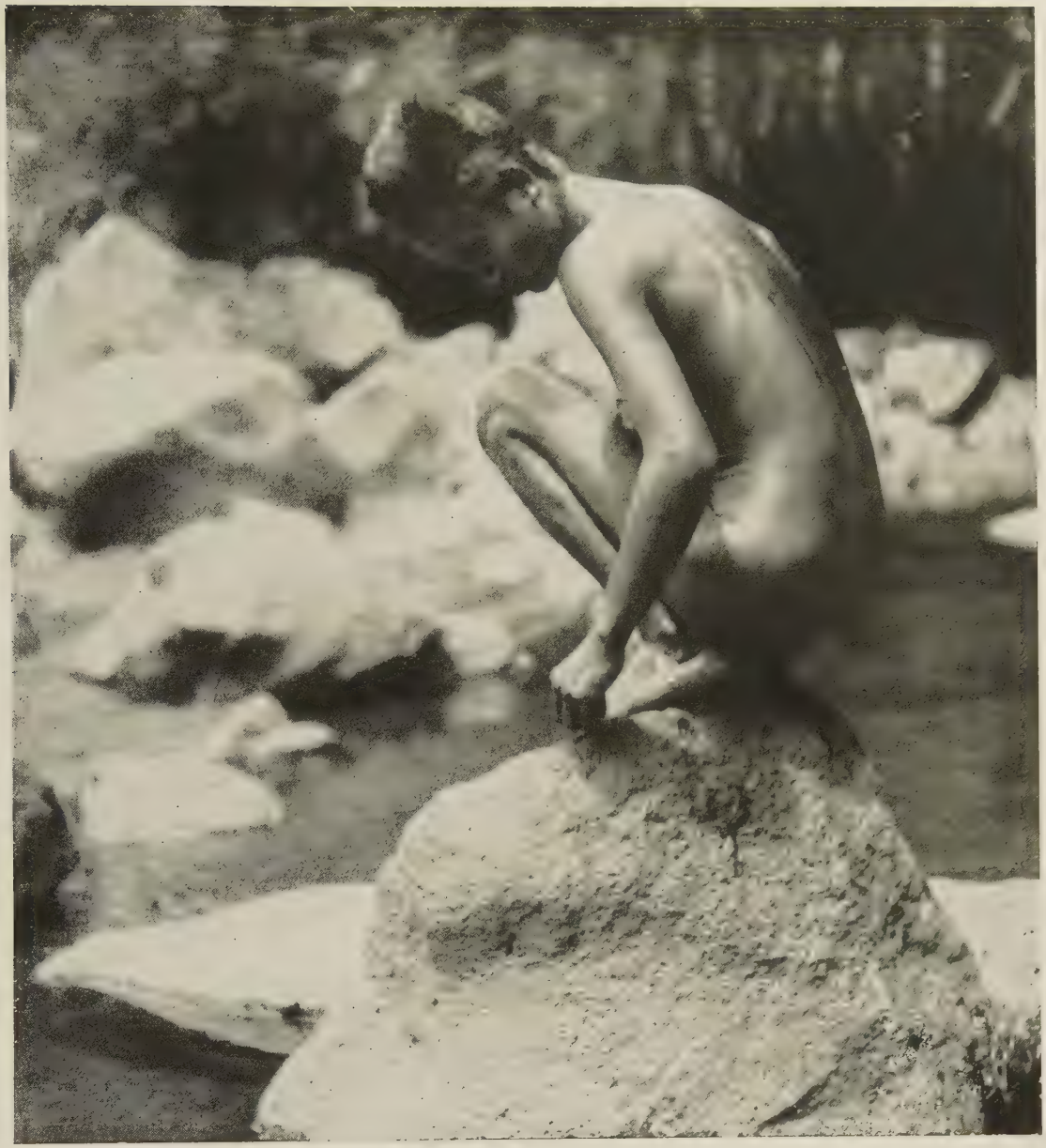
Badende Jünglinge

Jüngling vor einer Grotte mit hängenden Lianen

Jüngling nach dem Bade eingeschlafen

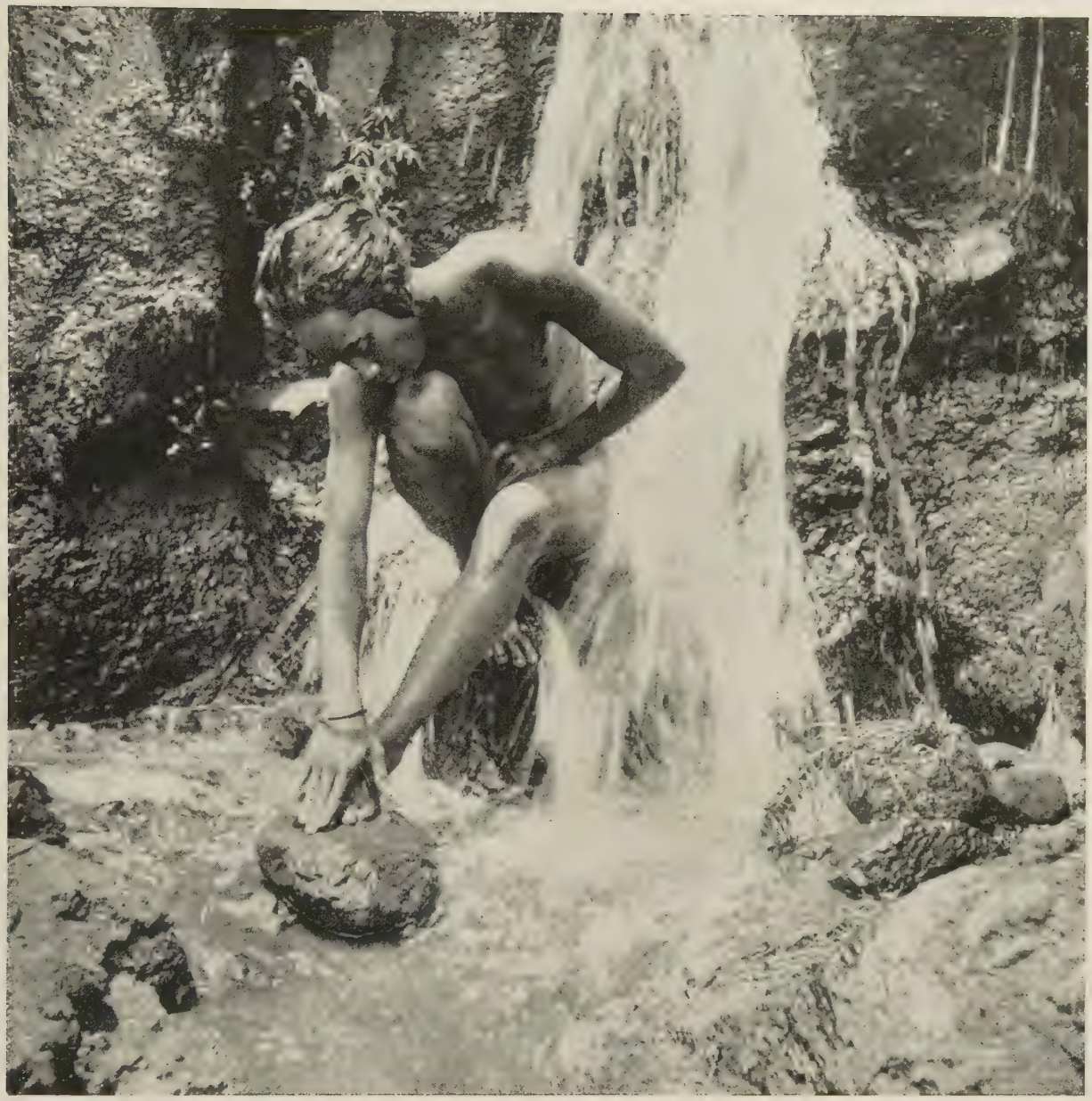
Jüngling unter Steinen

Badender Jüngling



Hockender Knabe

Badender Jüngling



Junger Mann sich waschend

Jüngling nach dem Bade sich sonnend

Mann reibt sich den Rücken an einem Lavablock

Badende Männer

Badende Männer

Orchidee als Kopfschmuck

Drei Schwestern auf Besuch, festlich gekleidet

Tanzendes Mädchen

Tanzendes Mädchen

Tanzstellungen

Tanzstellungen

Tanzschule

Flötenspieler
Begleitmusik zum Tanz

Tanz-Drama

Junge Tänzerinnen auf der Dorfstraße

Bogentänzer

Tänzerin

Ein Zuschauer beginnt mitzutanzen.

Reisende Tanzgesellschaft

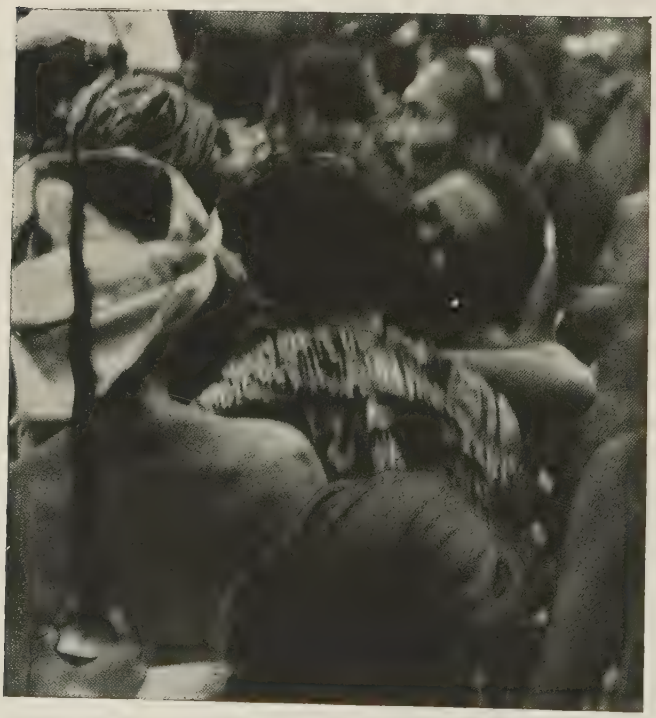
Tanzdrama

Tanzdrama
(Einzelszenen)

Tanzmaske in Gestalt eines Rindes

Tanzmasken
(Bemaltes Holz

Fürstliche Maskentänzer



Kristanz vor der Todesgottheit

Kristanz vor der Todesgottheit

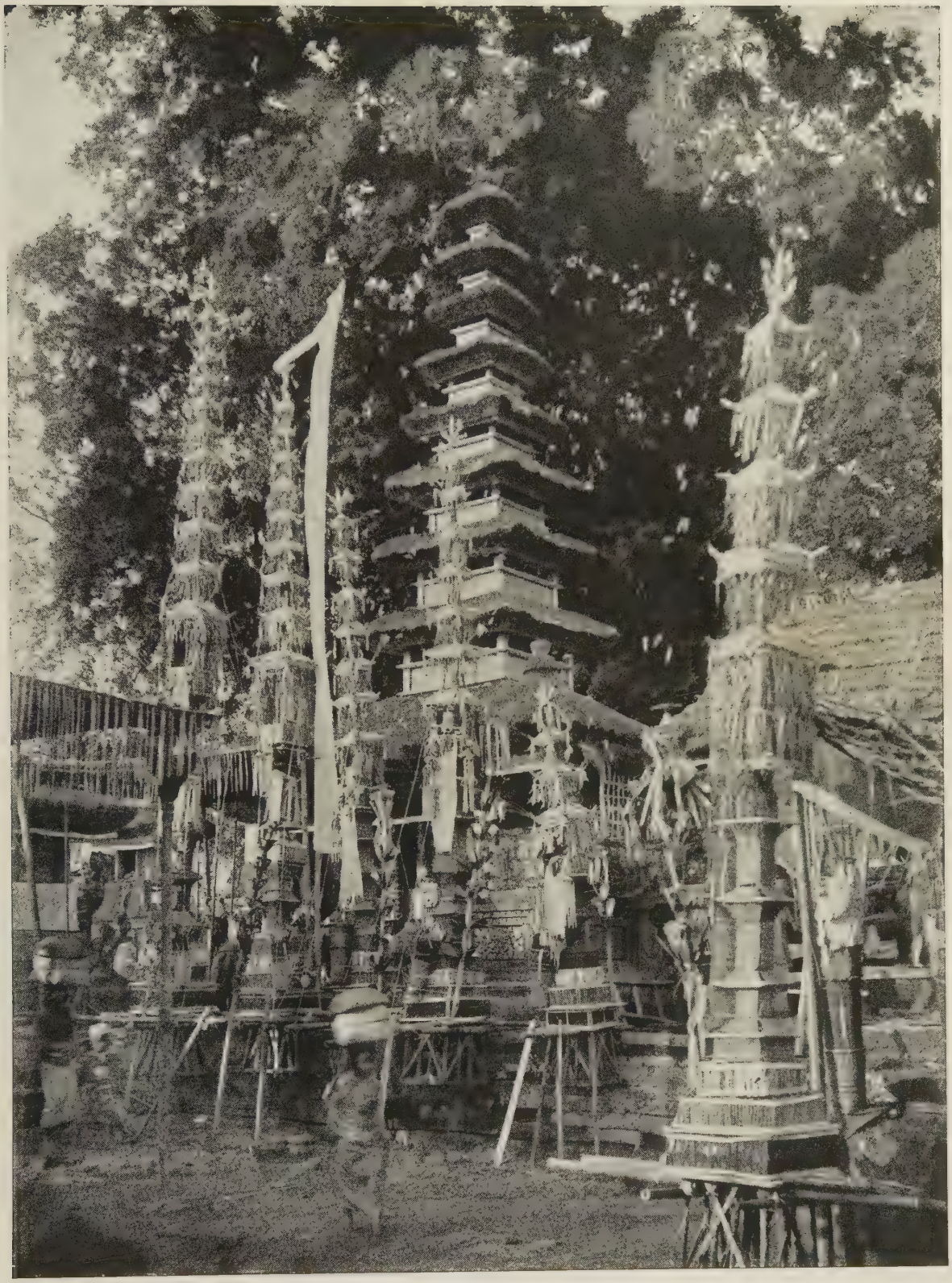
Opferaltar an der Straße

Tempeleingang mit Opfernische

Tor des Baturtempels nach dem Vulkanausbruch

Gespaltenes Tempeltor

Meru eines Fürstentempels



Opfergaben aus Bambus und Palmblattgeflecht

Tempel

Seitenansicht eines Tempeltors

Verlassener Tempel

Tempel für eine Flußgottheit

Subaktempel

Frauen tragen Opfergaben zum Tempel

Prozession umschreitet den Tempel

Prozession in einem Dorftempel

Prozession betritt den Tempel

Prozession betritt den Tempel

Prozession durchschreitet einen Tempelhof

Tempelgottheit wird zum Fluß getragen

Volkspriester im Gebet

Einzelszene während des Gottesdienstes

Gebet der Kinder

Priesterin verteilt geweihte Cambodjablumen

Beim Gottesdienst

Gebet der Frauen

Frauengruppe

Gottesdienst im Tempelhof

Gebet der Palastfrauen

Gebet der Palastfrauen

Weihrauchopfer

Im Gebet

Familie im Gebet (Sembajang Dewa)

Opfergabenurwald

Oberteile der Schmucksäulen

Säulen aus Früchten und Reiskuchen

Große Opfergaben (4 Meter)

Frau mit Opfergabe

Opfergabenstilleben

Opfergaben

Ecke eines Opferaltars

Frauen mit Opfergaben im Tempel

Gottesdienst im Tempelhof

Palastfrauen in der Prozession

Abend im Tempel

Begegnung am Tempeltor

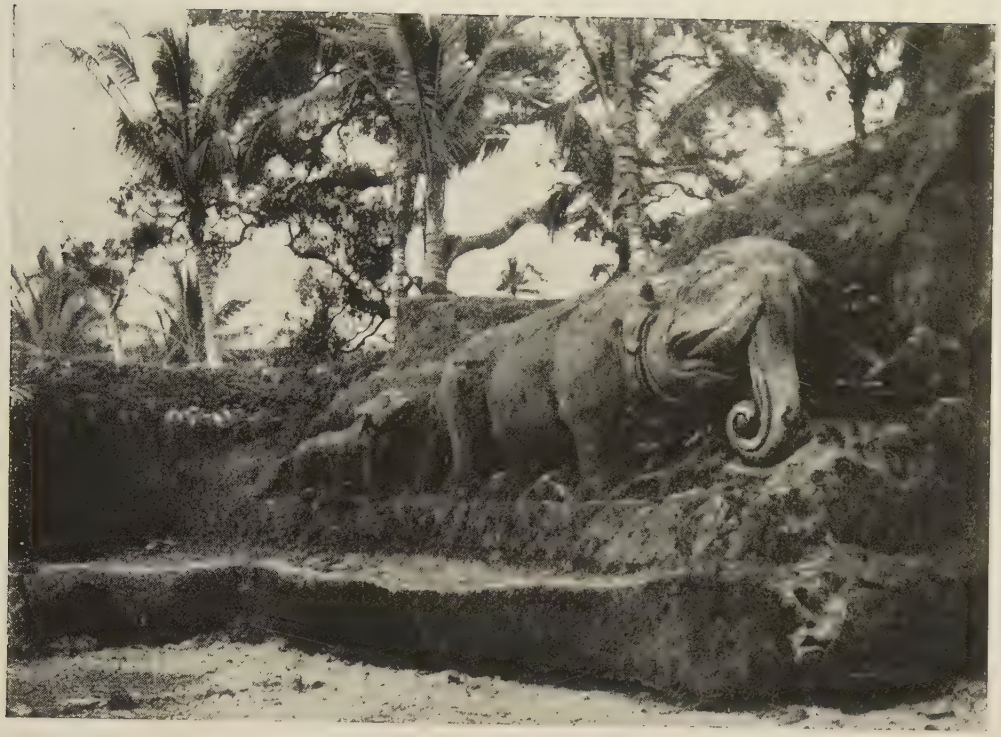
Der Pamangku teilt Weihwasser aus

Frauen übergeben dem Tempelwächter Opfergaben

Bauer meißelt seine Figur im Tempel

Holzplastiken (z. T. unvollendet)

Steinplastiken



Tierplastik

Skulptur am Tempeleingang

Steinplastik

Steinplastik

Rückansicht zu Seite 225

Holzplastik: Göttin der Fruchtbarkeit
(Bes. Petit, Amsterdam)

Steinplastik

Kopf der Figur Seite 225

Bemaltes Kopfstück einer Schlafbank

Textilmuster, Seide

Textilmuster, Seide

Ausschnitt aus Tafel Seite 228

Kinderprozession vor einem Tempel

Mädchen und Frauen holen Wasser zur Leichenwaschung

Knaben und Mädchen holen Wasser zur Leichenwaschung

Mädchen und Frauen holen Wasser zur Leichenwaschung

Prozession

Frauen bringen Gaben zum Sterbehaus

Frauen mit Opfergaben

Frauen mit Opfergaben

Die Leiche eines Padanda wird aus dem Hause getragen

Die Leiche wird aus dem Hause getragen

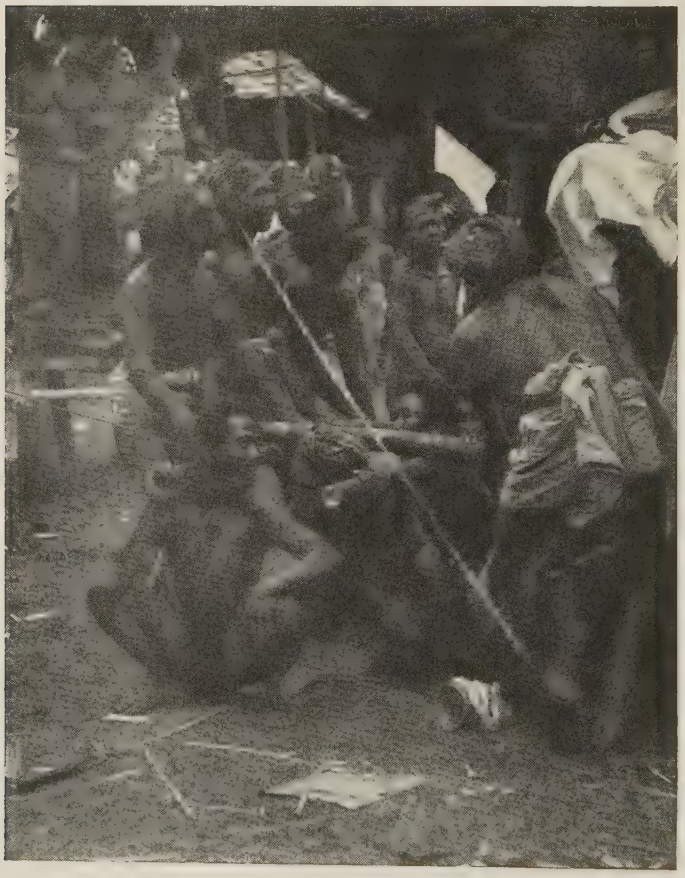
Die Leiche eines Priesters wird geholt

Leichenturm eines Fürsten

Der Leichenturm wird um den Brandstapel herumgetragen

Der Leichenturm wird einige Male um den Brandstapel herumgetragen

Leichenturm eines Sudra



Niedersetzen des Leichenturms

Leichenturm eines Priesters

Am Leichenturm

Der Leichenturm wird seines Schmuckes beraubt

Die Leiche eines Sudra wird vom Turme herabgeholt

Tragen des Leichenturms

Am Leichenturm

Kampf um die Leiche

Kampf um die Leiche

Sudraleiche wird gewaschen

Sudraleiche wird gewaschen

Verbrennungsplatz

Geisterbäume am Verbrennungsplatz

Särge in Tierform

Särge in Gestalt von Stieren

Gruppenbild

Leichenwaschung

Leichenwaschung

Auf dem Wege zum Verbrennungsplatz

Die weißen Tücher werden zum Brandstapel getragen

Leichenwaschung

Am Verbrennungsplatz

Frauen am Flußufer ausruhend

Kostbar gekleidete Strohpuppen bei einer fürstlichen Leichenverbrennung

Einfache Strohpuppe, die mit verbrannt wird

Fürstenverbrennung in Bangli

Verbrennung

Das Feuer wird geschürt

Anzünden der Türme

Ende einer Massenverbrennung

Brandstapel eines Kastenlosen

Abschiedsgebet

Der letzte Gruß

Leichenschmaus

Gebet nach der Verbrennung

Dieses Werk wurde im Auftrage
des Verlages Georg Müller in München
von der Buchdruckerei J. B. Hirschfeld in Leipzig
gedruckt